Paed.pr.
750

Paed. pr. 750

<36622495480015 S

<36622495480015

Bayer. Staatsbibliothek

R

ni

Dichtung

und

Wahrheit.

Eine Jugendschrift.

Mit 12 Kupfern.

Memmingen,
der Christoph Müllerschen Buch- und Kunsthandlung.

Paed. pr. 750

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

B

Vorworte.

Da es eine leidige Sitte ist, daß man nichts leichter ungelesen läßt, als Vorreden: so will ich mich, weil es nun einmal so ist, darein schicken, die Vorrede ganz weglassen, und nur die wenigen Vorworte hinstellen:

„Daß die, in diesem Schriftchen „dargestellten, Licht- und Schattenseiten „des menschlichen Handelns deswegen „aus der Jugendwelt genommen wor- „den seyen, weil sie für die Jugendwelt „bestimmt sind.“

Möge also die liebe, heranwachsende Jugend gern, und mit Nutzen der Anwendung, dieses Schriftchen lesen, und, da auf eine Gefälligkeit sich wieder eine gehört, dem Verfasser die Liebe erweisen: weil er sie mit einer Vorrede verschont hat, desto mehr die Nachrede, nämlich die, jeder Geschichte beigefügte und aus ihr natürlich herfließende, Nutzanwendung zu beherzigen.

Im Heumonat 1816,
am Tage J. Heinrich Campe's,
des Jugendfreundes.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Ungehorsam und Reue -- -- -- -- 1

Beschäftigung macht glücklich -- -- 30

Folgen der Unvorsichtigkeit -- -- -- 50

Emilie, oder früh verwahrlost ist gewöhnlich für immer verwahrlost -- 70

Rettung um Rettung -- -- -- -- 90

Die Fischerfamilie im Walde, oder: Die geächteten Kinder des Ritters Heinrich auf Ilmenstein -- -- -- 113

Jeremias Schnapp und Georg Zeisig -- 140

Das ausgestorbene Vaterhaus -- -- 164

Inhalt.

	Seite
Ungehorsam und Strafe	1
Selbstprüfung macht glücklich	30
Folgen der Unvorsichtigkeit	50
Jung oder früh verwahrlost ist gewöhnlich für immer verwahrlost	70
Rettung um Rettung	90
Die Fischerfamilie im Walde, oder: Die geächteten Kinder des Ritters Heinrich auf Zimmenstein	112
Jeremias Schnapp und Georg Zorfig	140
Das ausgestorbene Bauerhaus	154

Ungehorsam und Reue.

Ach, bleib' bei uns, HErr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist; dein göttlich Wort, das helle Licht, laß ja bei uns auslöschen nicht! — so, und dann weiter betete der alte Vater Gerhardt, auf seinem Lehnsessel am Fenster sitzend, andächtig die Mütze vom Kopf nehmend, und dann die dürren Hände faltend. Es war schon spät am Abend, die Dunkelheit hatte schon alles überschattet und die Abendglocke tönte durch die tiefe, sanfte Stille einsam aus der weiten Ferne her. Die Gerhardische Familie hatte ihre Tagarbeit, jedes Mitglied in seiner Art, vollendet, und hielt nun, nach alter herkömmlicher Hausordnung, die kleine Feierzeit von einem halben Stündchen, bis man nemlich das Licht anzündete. Der Vater saß am Fenster, und betete halb laut vor sich hin:

am Tisch saß die Mutter, den kleinen Heinrich auf der Schooß, den muntern Knaben durch Kinderlieder unterhaltend; und auf dem engen, zwischen Wand und Ofen gezwängten Ofenbank, saßen Fritz und Conrad, von zwölf und siebzehn Jahren und der ältere erzählte mit großem Eifer dem jüngern von Robinson Crusoe und der Insel Felsenburg; als man aber den Vater beten hörte, schwieg alles und betete mit. Dann rief der Vater, nachdem er den Segen gesprochen hatte und alles so stille war, daß man das leise Knistern im Ofen und die mildesten Töne der traulichen Abendglocke hörte, mit Innigkeit: Conrad! Was, Vater? sagte dieser mit Ehrfurcht.

Vater. Conrad, willst du mich denn wirklich so betrüben und deinem Starrsinn folgen?

Conrad. Starrsinn, Vater, was meint ihr damit? Vater. Das wirst du wohl wissen. — Conrad, ich bitte dich, sage mir aufrichtig, willst du wirklich Soldat werden?

Conrad. Soldat? wer hat gesagt, daß ich

Soldat werden wolle? das möchte ich doch wissen, ich habe noch nie ein Wort davon gesagt.

Vater. Noch nie ein Wort davon gesagt? Hitzkopf, hast du etwa schon vergessen, was gestern Vormittags vorgegangen ist? Du weißt, meine tägliche Rede ist die: Conrad, die Frau von Salis ist unser bester Kunde, sie macht ein großes Haus, ist gereist, liebt und kennt was feine Arbeit ist und zahlt gut. Sie mag dich; die letztere Chatulle, die wir ihr machten und die du so schön polirtest, hat dich vollends ganz bei ihr in Gunst gesetzt. Ich meine, ich sehe sie vor mir, wie ich die Chatulle hinbrachte und auf das Arbeitstischchen vor die gnädige Frau hinstellte. Ei, ist das nicht wie ein Spiegel, sagte sie, so was schönes hat er mir noch nie geliefert, Meister Gerhardt, da hat er sich recht beflissen. Dieß freute mich dann in der Seele und ich sagte: Ihr Gnaden erlauben, mein Gesell, der Berliner, hat zwar die Chatulle gemacht, polirt aber hat sie mein Conrad, und dann rekommandirte ich dich in ihre Protektion.

Da sagte sie sehr freundlich: Er ist schon rekommandirt, man sieht, er will seinem Vater gleich werden und da solls ihm bei mir nie an Brod fehlen; aber Meister Gerhardt, setzte sie hinzu, daß ja mein Schreibtisch und die Gallerie auf meinen Feuerschirm längstens bis übermorgen fertig wird, ich muß beides nothwendig haben. Ich versprach, die Arbeit richtig zu fertigen und gestern war der Tag, wo ich sie hätte liefern sollen. Aber die Soldaten, die vermaledeiten Soldaten, gehen natürlich allem andern vor, denen hat mein Sohn Conrad nachlaufen müssen, als ob er noch nie einen gesehen hätte, und sein alter Vater hat umsonst bitten und seine respecktabelsten Kunden warten lassen können, weil es seinem Herrn Sohn, dem Soldatennarren, in der Werkstätte nicht mehr schmecken wollte, und, was das ärgste ist, er will wohl gar selbst zum Militär.

Conrad. Vater, ich weiß gar nicht, wie ihr zu einem solchen Glauben kommen könnt.

Vater. Wie ich zu ihm komme? das wirst du

gleich hören; und du Mutter, merk' auch auf, du wirst etwas neues, aber dir wahrscheinlich so wenig als mir Angenehmes erfahren:— Gestern Abend, wie ich beim Nachbar drüben war, um zu sehen, wie er sich befinde, traf ich auch drei andere Bürger, meine und seine guten Freunde, bei ihm an. Wir sprachen von verschiedenem und unter anderm auch von dem Militär, das heute durch unsere Stadt zog. Da sagte denn einer: Aber, Meister Gerhardt, du hast mir einen saubern Vogel an deinem Conrad, der ist weg, wenn er in die weite Welt hinaus kommt, rein weg, den siehst du deiner Lebetag nicht wieder. —

So, das wäre schön, sagte ich, warum meinst du denn das? Warum ich das meine? antwortete mir dieser, höre nur: Da war ich heute draussen in meinem Garten und flickte vor dem Winter noch meinen Zaun aus, und meine zwey Nachbarn da kommen an mir vorbei und wollen auch noch in ihren Gärten was nachsehen, wie's eben im Herbst geht, ehe

man von draussen Abschied nimmt. Jetzt kommen mehrere junge Leute, und unter ihnen auch dein Conrad, die Straße daher und sagen: sie kommen! sie kommen! hier wollen wir sie erwarten — und stellten sich dann unter die Linde am Scheidweg, gleich bey meinem Garten dort, so daß nur der Mühlweg zwischen uns und ihnen war. Auf dieses sehen wir auch auf, und richtig, bei Fichtersdorf den Berg herab glänzt es immer stärker und stärker und Soldaten ohne Zahl, man meinte, es wolle gar nicht ausgehen, kamen auf uns zu. Die jungen Leute schrien laut auf vor Freude, und thaten, als ob der Heiland komme, — uns aber war's ganz anders — und dein Conrad nahm unsers Obmanns Sohn Georg bei der Hand und sagte wie verzückt: Bruderherz, noch ein paar Jährchen, und dann munter auf der Donau nach Wien, da lassen wir uns engagiren, und, es kann nicht fehlen, in kurzer Zeit sind wir beide Wachtmeister, und dann geht's immer weiter hinauf; ha! da soll

es eine Lust seyn, da wollen wir daher sprengen auf unsern leichten Ungarn, daß der Staub davon fliegt; wenn nur heute auch Szecklerhusaren dabei wären, wir könnten uns vielleicht schon jetzt wegen diesem und jenem erkundigen; aber ich glaube, es sind lauter so Fußlatscher. Ja, Bruderherz, es bleibt dabei, stimmte Georg ein und drückte deinem Conrad die Hand, daß er schrie, und dann giengen sie mit den in unsere Nähe gekommenen Soldaten nach der Stadt. Wir drei, so fuhr jener fort, machten große Augen, und wünschten deinetwillen noch genauer hinter die Sache zu kommen und ich übernahm es, deßwegen mit dem Obmann zu reden, daß er mit seinem Sohn sprechen sollte. Es geschah, die ganze Sache ist entdeckt und lauft auf nichts mehr und nichts weniger hinaus, als daß die zwei Bürschchen durchaus nicht Lust haben, bei ihrem Metier zu bleiben, sondern, sobald sie in die Welt hinauskommen, zu den Soldaten gehen wollen.

Gut war's für Conrad, daß es finster war; denn er fühlte, wie ihm der Kopf brenne; er hätte nicht gewußt, wie er seine Verlegenheit vor dem ehrwürdigen Vater, vor der guten Mutter hätte verbergen sollen, und war froh, daß seine unschuldigen beyden Brüder ihm nicht unter die Augen sahen, und ihm durch ihre Blicke die Mißbilligung seines unedeln Handelns darlegen konnten. Noch lange dauerte die aus der entdeckten Sache gefolgerte Nutzanwendung des Vaters fort, und mit Seufzen sagte die Mutter, als der Vater eine Pause machte: Ach, Conrad! du wirst uns ja dieses Herzeleid nicht anthun; ich weinte mich zu Tode, und deinem Vater würdest du auch ein früheres Grab graben; nein, nein! das kannst du nicht thun, das bist du nicht im Stande; denn bey all' deinem Leichtsinn hast du doch kein böses Herz.

Diese und des Vaters Worte erschütterten ihn; er fühlte Scham, Reue, Verdruß, war in der peinlichsten Lage, der er sich je

erinnern konnte, und wünschte nichts sehnlicher, als daß Licht kommen möchte. Von neuem holte zu Conrads Schrecken der Vater aus, und nach der Einleitung zu schließen mußte er vieles und schwer treffendes hören; er zitterte davor, und es wurde ihm ganz unheimlich. Da hörte er, wie groß war nicht seine Freude darüber! — die Gesellen die Treppe heraufpoldern, und im finstern nach der Thürschnalle greifen. Ihre Ankunft endete das Feyerabendgespräch. Die Mutter machte Licht und gieng dann hinaus, um zu Nacht zu kochen; der kleine Heinrich langte nach seiner Schachtel mit bleyernen Soldaten, Fritz nach seiner Bibel, um die Aufgaben auf den morgenden Tag zum Herrn Pfarrer zu lernen; und Vater, Gesellen und Conrad giengen an die Arbeit. Den ganzen Abend wurde nicht viel gesprochen; denn die Gesellen merkten auch, daß etwas vorgefallen sey, und schwiegen. Um zehn Uhr wünschte man sich gute Nacht, und gieng zu Bette. Conrad suchte — nach seinem:

gute Nacht, Vater! schlaft wohl! schnell hinauszuschleichen, damit er nicht noch einmal anfange; aber der Vater sah ihm ernst in's Gesicht, und sagte: Ja, gute Nacht auch; bete nur fleißig, bevor du einschläfst; und ändere deinen Sinn; denke nach, was der Spruch sagen will: Ehre deinen Vater von ganzem Herzen; und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist; und was kannst du ihnen dafür thun, das sie an dir gethan haben? und dann stehe morgen mit guten Vorsätzen auf, und handle darnach. Du hast mich und deine Mutter heute tief betrübt; mach' also, daß wir dich wieder gern haben können.

Conrad gieng nachdenkend in seine Kammer und riß das Fenster auf, als ob er wegen seiner Bangigkeit frische Luft nöthig habe. Der Mond war am reinen, schwarzblauen Himmel herrlich aufgegangen, und warf die riesenmäßigen Schatten der Häuser und Bäume auf die stillen Straßen, da schlich jemand pfeifend

um die Ecke herum, blieb unter Conrads Fenster stehen, und rief leise hinauf: Bist du's, Conrad? Du hast einen sonderbaren Appetit, in der kalten Nacht noch zum Fenster heraus zu sehen; oder hat dir vielleicht dein Alter heiß gemacht, wegen dem, was ihm die drey getreuen Nachbarn oder andere zugetragen haben? Bey mir gieng's nicht übel zu; mein Alter hat mir Tod und Hölle vorgestellt, und meine Mutter ist mit allen möglichen Bibelsprüchen und alten Stoßgebetlein angezogen gekommen. Aber es hilft alles nichts; was ich im Sinne habe, das habe ich im Sinne, und das muß ausgeführt seyn. Also, Kerl, schenk' klaren Wein ein und sage gerade heraus: Kann ich mich noch auf dich verlassen oder nicht? bleibt's beym Alten?

Conrad hörte diese ruchlosen Reden seines Kammeraden mit innerm Schauer an; denn noch war sein Pflichtgefühl nicht ganz abgestumpft, sein Herz noch nicht so sehr verdorben, als das dieses mit empörendem Leichtsinn

über Religion und Eltern spottenden Menschen, des ungerathenen Sohnes von dem braven alten Obmann. Voll Angst, man möchte etwas gehört haben, rief er hinunter: Heute, Georg! mache ich nichts mehr aus; wir kommen ja morgen wieder zusammen. Also, auf Wiedersehen! schlaf wohl! — und dann schlug er das Fenster zu, und gieng schnell zu Bette.

Noch lag den andern Morgen in dem Hause des alten Gerhardt alles in tiefem Schlafe, als Conrad durch ein starkes Anziehen der Hausklingel und ein höchst massives Anschlagen an die Hausthüre aufgeweckt wurde. Es war der vierschrötige rauhe Kutscher der Frau von Salis, welcher noch gestern Abend eine nothwendige Bestellung hätte machen sollen, aber sie über dem rothen, feurigen Rheinthaler vergessen hatte, dem er gestern vorzüglich fleißig zugesprochen, als er eine ganze Ladung dieses Weines in den Kellern seiner gnädigen Frau hatte versorgen helfen. Der Auftrag bestand darinn: daß zwey Arbeiter mit heute

um acht Uhr in Felseck, einem Gute seiner Herrschaft, eine Stunde von der Stadt entfernt, von der Frau von Salis erwartet werden, indem man das Schloß für ihren Schwiegersohn, welcher von Reisen zurückkomme, eilig herrichten müße, was in weniger als vier Wochen nicht wohl möglich sey. Conrad sprang hoch auf vor Freuden, als der Vater ihn und einen Gesellen nach dem schönen Felseck schickte, und beyde machten sich so lustig, wie Vögel, welche man aus den Käfichten entläßt, auf den Weg. Es war ein kalter Morgen, die Erde stark gefroren; Conrad, der wenig in's Freye kam, zog in langen Zügen die frische, stärkende Morgenluft ein, und nach drey Viertelstunden raschen Ganges kamen beyde bey einem Wäldchen hinaus, und vor ihnen lag auf einem schönen grünen Berge, umgeben von herbstlich buntgefärbten oder schon blätterlosen Bäumen, das große, weiße Schloß Felseck da. Das erste lebendige, was den beyden begegnete, als sie keuchend die andert-

halb hundert Stufen am Berg hinaufgekommen waren, war der Schloßverwalter, ein alter Husar, welcher, auf der niedern Mauer der Burgbrücke sitzend, sein Pfeifchen rauchte. Mit der Arbeit gieng es vortrefflich von statten, Conrad erwarb sich viel Lob, und dieß bestimmte ihn immer mehr, sein Handwerk zu lieben, und deßwegen und aus Liebe gegen seine Eltern, immer bey demselben zu bleiben. Er befand sich bey diesem Gedanken so wohl, und fühlte ganz die innere Ruhe, welche stets die Nachfolgerin unserer Handlungen ist, wenn wir unsere Pflicht gethan haben. Georg, der wie ein böser Geist ihn zu umgarnen und fest zu halten suchte, war nun von ihm entfernt, und dieß trug nicht wenig dazu bey, Conrads gute Vorsätze immer mehr zu verstärken und dauernder zu machen. Aber leider sind der Gefahren, verführt zu werden, so viele, daß, wenn man der einen entgangen zu seyn glaubt, man wieder an dem Rand eines andern unglückbringenden Abgrundes steht, und nichts

ist wahrer als der Ausspruch: wer da stehet, sehe wohl zu, daß er nicht falle, und daß Conrad dieß gemerkt und befolgt hätte, wäre sehr zu wünschen gewesen, aber — er fiel.

Wenn nemlich beide fleißige Arbeiter ihr Tagewerk vollendet hatten, giengen sie auf die Stube des Schloßverwalters und plauderten dort des Abends Langeweile fort; der Alte war ein Ungar, aus der Königlichen Freistadt Modor in der preßburger Gespannschaft gebürtig, und plauderte für sein Leben gern, besonders vom Soldatenleben; hier konnte er gar nicht fertig werden. Bassamalerke! rief er, wenn er so in's Feuer kam, das ist ein Leben; alles andere ist nichts dagegen, nichts, Weiberwerk, lauter Weiberwerk. Rrr! wenn man so daher fliegt auf seinem vogelleichten Gaul, den Säbel geschwungen, den Dollmantel umgeworfen, da ist man mehr als Kaiser und König; verdammt! daß ich nun auf der faulen Haut da sitzen muß, weil ich ein alter Kerl bin und es mit meinem Arm nicht mehr recht

fort will, seit mich die verfluchten Franzosen bey St. Pölten so zusammenhackten! Und dann fuhr er fort, alle Freuden des Soldatenlebens mit den grellsten Farben herzumahlen und seine Leiden entweder ganz zu verschweigen oder doch nur leicht weg über sie hin zu gehen.

Für alles, was er sagte, fand er leider bey Conrad die gespannteste Aufmerksamkeit, und aus Begierde, mit Georg wieder in Verbindung zu treten, entleidete ihm der Aufenthalt auf Felseck, abgerechnet die Abendunterhaltungen mit dem alten Husaren, so, daß er es mit viel größerer Freude verließ, als er es betreten hatte. Sorgfältig vermied er von nun an alle Aeusserungen über seine Lieblingsneigung und allen öffentlichen Umgang mit Georg, desto mehr hielt er mit demselben im Stillen zusammen, und erzählte ihm das, was er von dem alten Schloßverwalter gehört hatte, und alles wurde ins reine gebracht.

So kam denn die Zeit herbei, wo beide ausgeschrieben wurden, und bald darauf giengen sie in die Fremde. Beider Eltern waren bei dem Abschiede zwar sehr gerührt, aber doch ziemlich ruhig wegen den Besorgnissen, welchen ihnen ihre Söhne früher gemacht hatten, denn diese hatten sich Jahr und Tag her so verstellt, daß man sie für völlig geändert und gebessert hielt. Sie schieden nun auch selbst von einander, Conrad gieng nach Ulm, Georg nach Augspurg; verabredeter maaßen aber fand letzterer an seinem Meister so viel auszusetzen, daß er seinen Eltern schrieb, er werde Augspurg verlassen und sein Glück in Wien versuchen; und nun gieng er nach Ulm, um von dort auf der Donau die Reise nach der großen Kaiserstadt zu machen.

Sehr natürlich war Conrad sein Begleiter dahin, indem auch er an Ulm, weil er viel aussetzen wollte, auch so viel auszusetzen fand, daß er meinte, seine Eltern werden seine Abreise für eben so vernünftig halten als er. Sie

kamen an und unter dem Vorwand, daß sie wegen den ziemlich veralteten Päßen doch dem Militär nicht hätten entrinnen können, ließen sie sich bei einer Werbung, unter der Bedingung, blos unter Husaren, am liebsten unter die Szeckler-Husaren zu kommen, angagiren.

So war also ihr schon seit den Knabenjahren her genährter Wunsch erfüllt, niedergekämpft vollends nicht ohne Anstrengung waren die Gefühle der Kindesliebe und des Elterngehorsams, übertäubt durch die Stimme der Leidenschaft die Stimme des Gewissens, Gottes, der Religion, ausgewischt die Lehren alle, die Ermahnungen alle, die Bitten alle der lieben Ihrigen und vergessen der Mütter Sorge, Liebe und Thränen, vergessen der Väter aufgewendete Kosten, Mühen und Arbeiten, und das Bild, wie nun die lieben kleinen Geschwister herlaufen werden, wenn der Briefträger im blauen Kleide mit den gelben Aufschlägen kommt und nun alles begierig um den Vater herumsteht, der den Brief öffnet und liest,

um Freude verkünden zu können; aber ach, er weint, die Mutter weint, und die Kinder schleichen sich stille weg, und weinen auch. Alles, alles war vergessen, oder wenigstens tief in den Hintergrund gestellt, und die beiden jungen, gefühllosen Menschen schwammen auf der Donau nach Preßburg hinab, wo sie zu ihrer größten Freude dem Depot von einer Eskadron des Szeckler-Regiments übergeben wurden.

Nach kurzer Rast wurden sie zum Dienste abgerichtet, aber nicht so sanft wie von ihren Vätern zur Profession; das reichliche Essen, welches sie zu Hause gehabt hatten, war hier auch nicht zu finden, und tägliche Mühen und Entbehrungen erregten zuerst und vermehrten dann immer mehr den Schmerz ihres allmählich aufwachenden Gewissens; der Taumel der üppigen Phantasie war verschwunden, nackt und schrecklich stand nun die Wirklichkeit vor ihren Augen und obgleich die Briefe an ihre Eltern immer den Satz wiederholten: wir sind mit

unserm Schicksal sehr zufrieden und wollen uns kein besseres wünschen, so wußte ihr Herz doch nichts davon und sie weinten oft still mit einander.

Sie hatten bereits ein starkes halbes Jahr gedient, als der Krieg in Italien und Deutschland zugleich losbrach. Ihr Regiment wurde nach Italien beordert, und dort endete auch noch das einzige Glück, das ihnen geblieben war, das Glück, beysammen zu seyn, ihren Kummer einander mitzutheilen, und einigermassen sich ihr Unglück zu erleichtern. Sie wurden getrennt, die Eskadron, bey welcher Conrad war, kam nach Mantua, und die, in der Georg diente, nach Alessandrïa. Sie trennten sich mit tiefem Schmerz, und dem bangen Glauben des Nichtwiedersehens, und wirklich sahen sie sich zum letzten mal. Blaßgelb und mit eingefallenen Wangen ritt der sonst so blühende und starke Conrad in dem furchtbar festen, aber wegen dem großen Sumpfe, welcher dasselbe umgiebt, äußerst ungesunden

Mantua ein. Schon seit einem Vierteljahre fühlte er, wie der Kummer gleich einem nagenden Wurm immer tiefer in ihm fresse und seine Gesundheit untergrabe; jetzt unterlag er ganz; die Krankheit warf ihn auf das Lager, und er stand nicht mehr von demselben auf. Wie er aber nun so da lag in dem Spital, unter einer Menge Soldaten, betäubt von deutschem, welschem, und ungarischem Klaggeschrey, Fluchen, Verwünschen, Wehklagen, niedergedrückt nicht nur von seinem eigenen Körperleiden, sondern auch von der fürchterlichen italiänischen Juliushitze, in der man sich nicht einmal mit gesundem Wasser laben konnte, da überfiel ihn erst das höchste seiner Leiden, das marternde Gewissen mit ganzer Macht; er sah seinen alten Vater weinen, von Kummer dahin sinken und sterben; er sah seine Mutter umherschleichen mit trüben, aber thränenlosen Augen, denn der Quell ihrer Thränen war erschöpft; er erinnerte sich an jenen Abend, meinte noch das

helle Abendglöcklein zu hören und schauderte; er erinnerte sich, und hier zitterte er zusammen in Abscheu vor sich selbst, wie er vor der Hausthüre stand und Abschied nahm von seinen Eltern und ihnen zuschwur: daß er alle Gedanken an Veränderung seines Standes aufgegeben habe. Dieß alles erschütterte ihn fürchterlich, das Fieber ergriff ihn nun mit verstärkter Wuth, er phantasierte, rief seinen Vater, seine Mutter um Erbarmung und Verzeihung an, beschwur seine beyden Brüder, ja stets den Eltern zu folgen, denn sie zu kränken sey der Grund alles Unglücks, und dann fiel er wieder in ein dumpfes Schweigen, rollte die Augen und warf fürchterliche Blicke umher. Der wirds nicht mehr lange treiben, sagte der Arzt, welchen das Geschrey des unglücklichen Kranken an das Bette gezogen hatte, und er befahl dem Krankenwärter, auf ihn ein aufmerksames Auge zu haben. Der gutmüthige Giovanni (Johann), welcher seine Tedeshi (Deutsche) immer mit vorzüglicher

Sorgfalt wartete und pflegte, seit er einst bey den barmherzigen Brüdern in München drey Jahre lang so gutmüthig und uneigennützig verpflegt worden war, setzte sich also an das Bette und beobachtete das Gesicht des Kranken. Noch immer lag dieser stille da, aber das wilde in seinen Blicken verlohr sich; das Auge wurde heller, er faltete die Hände, seine blassen Lippen bewegten sich ein wenig, er schien zu beten; mit Innigkeit sah er zum Himmel empor, und es schien, der Himmel sey in sein Inneres niedergestiegen, und selig und verklärt sah er aus; aber dann verzog sich wieder die Stirne in Runzeln, die Augen sahen nicht mehr aufwärts und ein unendlicher Schmerz verzog die Mienen seines Gesichtes so, daß man vor Mitleiden blutige Thränen hätte weinen mögen; dann bewegten sich die Lippen nicht mehr, kalte Schweißtropfen rannen an der Stirn herab, das Auge bricht, leise und langsam umschliessen es die Augenlieder, das Herz schlägt nicht mehr, er stirbt.

So hatte er ihn also gekämpft den großen Kampf, der unglückliche Conrad, in den Mittagsstunden eines Sonntags im Julius, indeß bei den lieben Seinigen zu Hause ohne Ahndung in traulichem Frieden der Vater um die Felder gieng und den lieben reifenden Segen Gottes betrachtete, die Mutter zu Hause eine Betrachtung las, und Fritz und Heinrich mit ihren Kammeraden in dem ausgehauenen Felseckerwalde vergnügt waren und Erdbeeren suchten, um sie ihrer guten Mutter heim zu bringen.

Inzwischen hatten sich in Italien die Umstände geändert. Mantua sah einer ernsten Belagerung entgegen, weßwegen seine Besatzung möglichst verstärkt wurde. So geschah es denn eben an dem Todestage von Conrad, daß Georg mit seiner Eskadron, nebst vieler Infanterie und Artillerie nach Mantua kam. Er war sehr ermüdet, hungrig und durstig, aber doch war das erste, nachdem er seine Dienstgeschäfte verrichtet hatte, in die Kaserne zu gehen, um seinen Freund zu umarmen.

pag. 25.

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. C. Gerstmayr.

O Opfer meiner Verführung! du todt?

Aber bang wurde ihm ums Herz, als man ihm dort sagte, daß er im Spital liege. Er wankte hin, traf in dem ersten Krankenzimmer, das er betrat, einen Bekannten und fragte ihn, *ob er nicht wisse*, wo sein Freund liege. Dort, sagte dieser schwach, und zeigte mit dem Finger nach einer Bettstelle. Georg eilte hin; mit Thränen im Auge ergriff er seines Freundes Hand. Aber, Gott! welche Kälte durchschauderte ihn! er sah auf, sah, daß Conrad todt war. Laut weinend stürzte er vor dem Bette nieder; Verzweiflung ergriff seine Seele: *O, rief er aus, Opfer meiner* Verführung! du todt? O, eine Hölle von Qual lodert in meinem Innern auf! nicht genug, daß ich meine und seine Eltern morde; er ist ihnen nun zuvor gegangen, ihn habe ich zuerst ermordet. O sey mir willkommen, Stunde des Todes! um so mehr, je früher du kommst; dann bin ich doch frey von der ewigen innern Folter, und der armen Seele wird Gott gnädig seyn — Wie er da liegt,

mein Conrad, fuhr er fort, so schweigend, so furchtbar; und nun steht seine Seele vor dem Richterstuhle Gottes, und wird mich anklagen und dann wird der Gerechte um seiner Eltern willen auch ihn anklagen, und — was wird dann sein Schicksal seyn? — O Sünde, Sünde! wie furchtbar sind deine Folgen! O Jugend, Jugend! wie schrecklich ist dein Leichtsinn! da wandelst du fort auf dem Lasterweg so sicher und keck, als müßt es nie anders werden; aber, es wird anders, fürchterlich anders, und dann kann man nicht mehr zurück, und Reue, Verzweiflung und Elend ist unser Ende! — Jetzt stand er auf und wollte den Todten umarmen und seine blassen Lippen küssen; aber die Krankenwärter rissen ihn fort und führten ihn zum Spital hinaus.

Georg taumelte ganz ausser sich der Kaserne zu. Dort fand er die Mannschaft, auch seine Eskadron, aufgestellt. Der Feind hatte an dem Ufer des sumpfigen Sees, da wo es der Vestung am nächsten war, eine furchtbare Batterie

aufgeworfen und mit Bomben und Feuerschlünden vom größten Kaliber besetzt. Diese Batterie mußte genommen werden; denn sie war das zerstörendste aller aufgeworfenen Werke. Aber dieselbe zu erobern schien an die Unmöglichkeit zu gränzen. Da hier nun die ausgesuchteste, freiwilligste Tapferkeit ihre Wunder thun sollte, wurden Freiwillige aufgefordert, um wenigstens die ersten Reihen der Angreifenden zu bilden. Georg horchte auf, als er die Worte der auffordernden Officiere vernahm; er stieß einen lauten Schrei der Freude aus, trat hervor und ließ sich einreihen. Nun gieng man zur Ruhe; aber mit Anbruch des Tages rückten einige Tausend, voran die Freiwilligen und unter ihnen Georg, stille aus und begannen, die furchtbare Batterie zu stürmen; doch, Tod und Verderben wüthete den Kühnen aus hundert Feuerschlünden entgegen. An dem Wall von Erde bildeten die niedergeschmetterten Leichname einen zweiten, und über diesen drangen die Tapfern mit gefälltem

Bajonet und fürchterlichem Geschrei vorwärts; die Batterie war erstiegen, erobert, aber von den Freiwilligen, welche den Angriff gemacht hatten, kehrten wenige mehr nach der Vestung zurück, und — auch Georg war geblieben.

Aengstlich harrend auf Nachrichten von ihren beiden Söhnen, trösteten sich die guten Eltern immer damit, daß sie wegen dem steten hin und her Marschiren nicht schreiben könnten, oder daß, wenn sie auch geschrieben hätten, die Briefe liegen geblieben seien, und ohne einen glücklichen Zufall hätten sie vielleicht niemehr etwas von ihren Kindern erfahren.

Ein Kaufmann aus jener Vaterstadt machte nemlich öfters Geschäftsreisen nach Italien. Da ersuchten die beiden Väter dessen Bedienten, der oft zu dem alten Gerhardt kam, einen gar braven Menschen, er möchte doch, wenn er etwa auch nach Mantua käme, nachfragen, vielleicht könne er etwas von Conrad erfahren; denn daß er wahrscheinlich dorthin kommen werde, hatte er noch aus Ungarn geschrieben.

Dieser that sein möglichstes und erfuhr von jenem Giovanne Conrads Tod, die nähern Umstände desselben, den erschütternden Auftritt mit Georg an Conrads Bette und was sich weiters mit Georg zugetragen. Er brachte also den Brief, welchen der Vater an seinen Sohn mitgegeben hatte, uneröffnet wieder, und dadurch tiefe, tiefe Trauer in die Häuser zweier braven Familien. Noch zwar sind die alten Väter dem Kreise ihrer Lieben nicht entrissen, aber wohl fühlen sie, daß sie weniger schnell gealtert und auf einem blumigtern Wege dem Grabe entgegen gegangen wären, — wenn sie nicht zwei ungehorsame Söhne gehabt hätten.

Nicht mehr als wahr mahlt diese Erzählung eine Geschichte, welche sich in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ereignete. Sie bestätiget das Wahre des Sprüchwortes: Vor gethan und nach (erst nachher) bedacht, hat manchen in groß Leid gebracht. Darum, Kinder, folgt dem weisen Sirach, wenn er spricht: Lieben Kinder, gehorchet mir, euerm Vater, und lebet also, daß es euch wohl gehe; denn der HErr will den Vater von den Kindern geehrt haben, und was eine Mutter die Kinder heißt, will Er gehalten haben.

Beschäftigung macht glücklich.

Wenn man die Mauern eines gewissen norddeutschen Städtchens verläßt, und der Landstraße nach Osten folgt, welche zu einer großen und reichen Residenz- und Handelsstadt führt, erblickt der Wanderer, nach einer kleinen Viertelstunde, links eine alte große Linde, von welcher an ein stark betretener Fußweg erst zwischen Saatfeldern, dann zwischen Wiesen hin sachte bergan geht. Von da führen gelegte Bretter über einen sumpfigten Boden nach einem hohen Forste hin, welcher den durch die Sommerhitze ermüdeten Städter in den erquickendsten Schatten aufnimmt. Dann empfängt ihn ein Wald von Buchen, Erlen, und jungen

schlanken Birklen, untermischt mit mächtigen Eichen und Tannen, und wie in Bogengängen wandelt man hier so angenehm, athmet so leicht, und fühlt sich so wohl, daß auch solche Menschenkinder, welche von der Natur mit einer nicht gar starken Portion Gefühl ausgestattet worden sind, hier bekennen müßten, daß Romanenschreiber, wenn sie so viel von angenehmen reizenden Wäldern schreiben, nicht blos Phantasiegebilde hinstellen, sondern daß doch so etwas auch in der Wirklichkeit vorhanden sei. An einer alten gewaltigen Eiche, auf der, als müßte es so seyn, die Sommermonate hindurch ein munterer Kukuk seinen meisten Aufenthalt hat, endet der schöne Gang, der grüne anmuthige Berg senkt sich steil, und drüben auf einem andern ragt die hohe, graue kleinfenstrige Hinterseite eines alten Schlosses empor; eine hölzerne Brücke führt über das schöne Thal hinüber, und nun steht man an dem Pförtchen, das man auf den Zug einer Klingel öffnet. Man tritt in den Hof,

auf welchem dem Fremden große Kettenhunde entgegenrasen, und nun kommt man in das innen sehr modernisirte Schloß.

Hier saß eben an einem sehr schönen Maimorgen Frau von Welden in ihrem Zimmer und stickte. Da stürzte ihr Sohn Adolph hastig in das Zimmer und sagte: Mutter, ich brauche Geld, viel Geld. — Geld? viel Geld? sagte die Mutter mit fragender, gezogener Stimme; mein Sohn, deine Forderungen kommen seit einiger Zeit so oft und sind so stark, daß ich, bei all meiner Liebe für dich, sie unmöglich länger befriedigen kann, wenn wir nicht an den Bettelstab kommen wollen, und, — warum willst du denn wieder Geld haben? —

Adolph. Ich brauche noch ein Reitpferd, mit einem komme ich nicht aus, wenn ich, wie es doch oft kommen kann, zwei und drei mal nach der Stadt und wieder zurück reite.

Mutter. Das glaube ich wohl, daß diese Anstrengung für ein Pferd zu groß ist, aber

ob du oft täglich zwei bis dreimal nach der Stadt müßest, das ist eine andere Frage?

Adolph. Das kann nun nicht anders seyn; man muß auch seine Freude haben.

Mutter. Aber es giebt Freuden, die nicht so viel Geld kosten, und doch Freuden sind.

Adolph. Mein Geschmack ist nun einmal, wie er ist.

Mutter. Aber die Vernunft soll den Geschmack leiten, und sollte wohl mein Adolph so schlecht denken, daß er seines Geschmackes wegen seine Mutter ruiniren will? das kann ich doch nicht glauben.

Adolph. O Mutter, beleidigen Sie mich nicht so. Ich muß gestehen, ich finde oft Langeweile in der Stadt, und das Vergnügen nicht, das ich erwartete; aber hier ist es ja noch ärger, da weiß ich ja gar nicht, was ich mit all meiner Zeit anfangen soll.

Mutter. Ein schönes Compliment für mich. Du findest es also bei deiner Mutter unausstehlich langweilig. Glaube nur, mein Kind,

nicht das Landleben ist die Quelle deiner Langenweile, sondern deine Geschäftlosigkeit; du machst dir so wenig zu thun, wo es doch so viel zu thun gäbe, und findest so wenig Vergnügen an Beschäftigungen, an denen es doch Tausende finden; kurz, du bist arm, wo du reich seyn — unzufrieden, wo du zufrieden — und unglücklich, wo du glücklich, sehr glücklich seyn könntest. Willst du dich mir wohl nur einige Wochen lang ganz überlassen, in allem meinem Rathe und meiner Neigung folgen? ich stehe dir dafür, es soll anders und besser werden.

Adolph war nachdenkend am Fenster gestanden, und hatte still vor sich hingesehen. Da wandte er sich, als seine Mutter inne hielt, rasch um, ergriff ihre Hand, und sagte mit Wärme: „Mutter, ich weiß, daß Sie es gut mit mir meynen, darum will ich gern mich Ihnen ganz hingeben, und ich hoffe, ich werde die Proben, welche Sie mir auflegen, gut bestehen."

Mit diesen Worten gieng er aus dem Zimmer der hocherfreuten Mutter, um nach seinem Rappen umzusehen, welcher sich heute den Fuß vertreten hatte, und seinem Herrn nicht wenig Sorge machte. „Ihr Gnaden," brummte der alte Kutscher, „der wird heute und morgen noch nicht hergestellt; man muß ihm Umschläge machen." Herr von Welden war darüber gleichgültiger, als Michel erwartet hatte, und gieng auf sein Zimmer; kaum aber war er dort, da ließ ihn die Mutter holen, und sagte: „Wie sich doch nicht alles schicken muß, Adolph! Da fällt mir eben ein, daß unser Verwalter schon lange um Urlaub ansucht, um einmal die Seinigen wieder zu besuchen, bei denen er schon zehn Jahre lang nicht mehr gewesen ist. Wie wär's, wenn wir ihm diesen Urlaub jetzt gäben, und einige Wochen selbst zu wirthschaften versuchten?" Adolph nahm den Vorschlag an, und der Verwalter bekam, zu seiner größten Freude, die Erlaubniß,

auf vier Wochen in seine Heimath zu gehen; noch diesen Abend gieng er in die Stadt, um den andern Tag zu den Seinigen zu kommen.

Den andern Morgen, als die Sonne schon Stundenlang in Adolphs Schlafzimmer geschienen, erschien die Mutter vor seinem Bette, und rief: „Auf! Adolph! auf! du machst einen schlechten Anfang; bis acht Uhr mögen die Städter schlafen, — bei uns geht das nicht an; ziehe dich schnell an, und dann komme auf mein Zimmer.

Adolph schüttelte ziemlich den Kopf, und schnitt kuriöse Gesichter, als er mit Mühe die Augen geöffnet hatte; dann breitete er die Arme aus, als ob er die ganze Welt umfangen wollte, und fand wenigstens diese ländliche Mode, nemlich die des frühen Aufstehens, nicht angenehm; doch, er folgte seiner Mutter, — denn er hatte es ihr ja versprochen, — und erschien bald auf ihrem Zimmer.

Dort stand das Frühstück schon für beide bereit und Adolph erhielt den Auftrag, unvorzüglich in die Stadt zu dem Advokaten zu reiten, ihm gewisse wichtige Erörterungen in dem Prozeß, welchen die Frau von Welden mit einem ihrer Gränznachbarn hatte, mitzutheilen und ihn um die schleunigste Betreibung dieses Geschäftes zu ersuchen.

Adolph wurde verlegen und sagte: Das kann heute nicht seyn, der Gaul ist krumm.

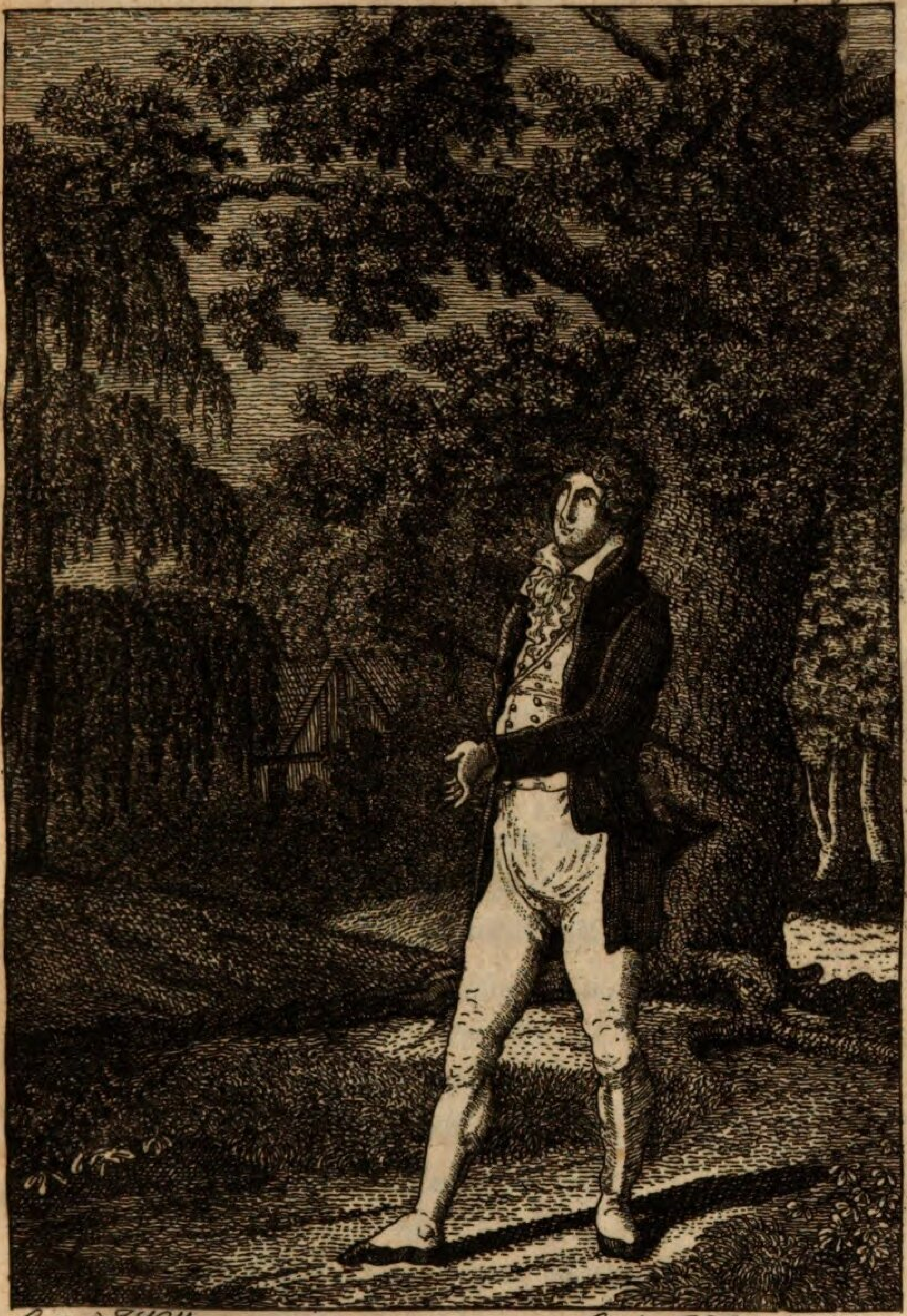
Mutter. Aber es muß seyn.

Adolph. Dann müßte ich wohl gar zu Fuße gehen?

Mutter. Das wäre wohl entsetzlich. Dein Vater ist zwölf Jahre zu Fuß gegangen und that erst ein Reitpferd ein, als wir geerbt und das Gut sich sehr verbessert hatte. Gehe also immerhin auch einmal; denn du wirst doch nicht besser seyn wollen, als dieser treffliche Mann? und wer weiß, ob dir das Gehen nicht recht gefällt; denn es hat auch sein eigenes Angenehmes.

Adolph konnte nun nicht mehr ausweichen, sondern hörte unter dem Hineinschlürfen des Caffes die Instruction der Mutter an, suchte dann seinen Stock, der verlassen und bestaubt in einem Winkel stand, und gieng. Als er schon auf der gepflasterten Schloßbrücke gieng und der Kutscher an dem Klirren der Sporne seinen jungen Herrn erkannte, rief dieser ihm nach: Aber, Ihr Gnaden, wie mögen Sie denn die staubige Landstraße gehen, der Fußweg ist viel angenehmer, — und Adolph gieng durch das Pförtchen und trat in den schönen Bogengang des Waldes ein.

Der Morgen war, wie mehrere der ihm vorausgegangenen, ein herrlicher Maimorgen. Der kaum angekommene Kukuk schrie so fröhlich auf dem Gipfel der Eiche; die Sonne vergoldete mit einem so milden, prächtigen Purpur die Gipfel der Tannen; schlanke Birken schwankten säuselnd in dem kühlen Wehen eines sanften Morgenwindes; balsamische Düfte erfüllten stärkend und wie neu belebend die



Gez. v. J. Voltz | Gest. v. J. C. Gerstmayr

Süsse, heilige Natur! –

Luft; der Fink schlug so munter und die Schwarzblatte so herrlich; die Nachtigall flötete in der Ferne in so langen hellen Tönen, und die ganze Natur feyerte so festlich ihr Erwachen und Aufblühen, daß des Jünglings unverdorbenes Herz von einem schönen Gefühl ergriffen wurde. Wie herrlich! rief er aus, und seine Augen wurden naß; ihm fiel das Lied bei, das seine Mutter so oft beim Klavier sang, und er wiederholte es hier in dem Tempel Gottes mit Rührung, und sang:

Süße, heilige Natur!
Laß mich geh'n auf deiner Spur,
Führe mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband.

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir an Busen hin,
Athme süße Himmelslust,
Hangend an der Mutter-Brust.

O, wie wohl ist mir bey dir!
Will dich lieben für und für.
Laß mich geh'n auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

So erreichte Adolph voll Vergnügen das Ende des Waldes, hatte dann neue Freude an

seinen schönen Umgebungen im Freyen, und fand, wie sehr richtig seine Mutter gesagt hatte: Das Gehen hat auch sein eigenes Angenehmes.

Doch jetzt wurde ihm seine Freude verdorben. Er kam nemlich an jene oben beschriebenen sumpfigten Wiesen, die er, sorgfältig auf den schmalen Brettern einherschreitend, und von einem auf das andere springend, passirte. Da stand unweit von ihm auf einer Anhöhe sein Gutsnachbar Hans Joachim von der Hagen, ein rauher, etwas hämischer Mann, aber guter Oekonom. Der lachte — denn er glaubte wegen der Entfernung von Adolph nicht bemerkt zu werden — und sagte zu seinem neben ihm stehenden Jäger: Da schreitet unser eleganter Herr Nachbar wie ein Storch über seine Lache herüber; ich glaube der junge Herr weiß es nicht einmal, daß er über seinen eigenen Grund und Boden geht; wäre der Sache so bald abgeholfen: ein Paar Gräben gezogen, und es wäre gethan; aber da

schwatzt der alte Housteufel, der Verwalter, der gnädigen Frau vor, was er will, und füllt seinen Beutel; das ist mir eine schöne Wirthschaft.

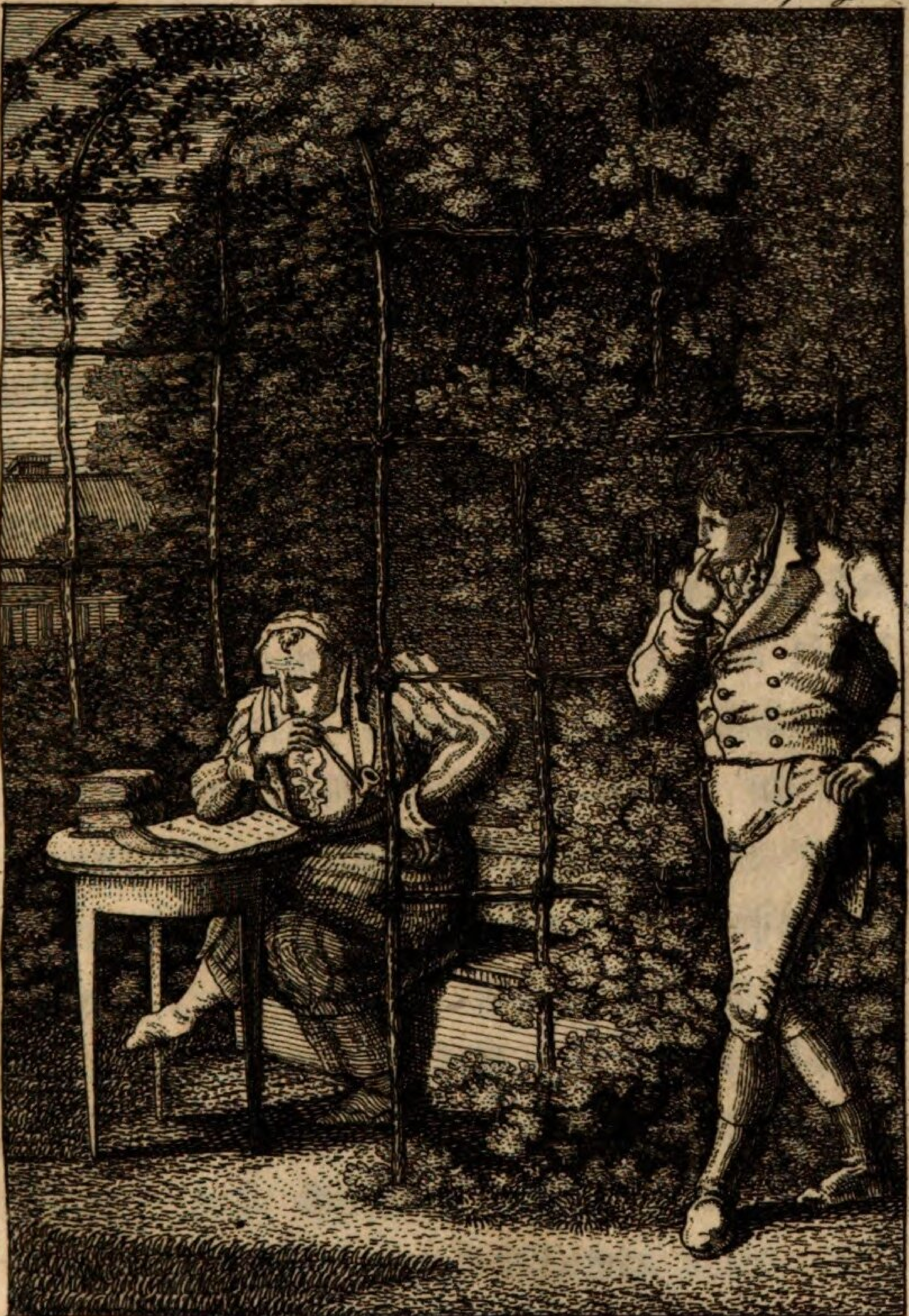
Adolph hörte jedes Wort, und jedes fiel ihm auf die Seele; denn er fühlte, daß der alte Joachim recht hatte; er schämte sich, daß er, als ein Gutsherr, noch so wenig wisse und so wenig thue, und kam ganz mißmuthig in der Stadt an. Er gieng zu dem Advokaten, klopfte an; aber — Herr Weitenau ist nicht in seinem Zimmer; er ist im Garten drunten; wollen Sie nicht gefälligst hinunterspatzieren — tönte ihm die schnelle Stimme einer Magd aus der Küche zu, und Adolph gieng hinunter.

Als er durch den Hof in den Garten trat, sah er keinen Menschen darinn. Er blieb stehen, lauschte, und hörte von einer Laube her reden, gieng hin, und vernahm, wie jemand mit vollem Interesse las:

Anissaamen bleibt zum Aufgehen gut .	3	Jahre;
Basilikum	2	—
Blumenkohl	5	—
Borrags	2	—
Blaukraut	5	—
Bohnen	5	—

Da könnte ich lange warten, bis der zum Z kommt, dachte Adolph, und gieng in die Laube hinein.

Ah, gehorsamster Diener! sagte ein Herr im cotonenen Schlafrock und grünen Pantoffeln — es war der Advokat Weitenau — stand auf, legte sein Buch hin, erkundigte sich, mit wem er die Ehre zu sprechen habe, und entschuldigte sich dann wegen seinem Anzuge. Aber, wer hätte auch geglaubt, setzte er hinzu, den Herrn von Welden schon so früh hier zu sehen, und jagte dadurch dem jungen Herrn, ohne daß er es wollte, eine Flugröthe in's Gesicht, als wolle er ihn wegen seinem freilich sehr gewöhnlichen Langeschlafen ausspotten. Nun wurden die Geschäfte abgemacht, von Herrn Weitenau



Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. C. Gerstmayr

Anissaamen bleibt zum Aufgehen gut

--------3 Jahre.

die schleunigste Expedition versprochen, und Adolph gieng wieder der Gartenthüre zu. Aber zu beiden Seiten derselben standen in schmalen Rabatten so vortreffliche Aurikeln von ausgezeichneter Größe und dem angenehmsten Dufte, daß Adolph nicht umhin konnte, sie zu loben, und zu gestehen, daß er noch nie schönere gesehen habe; und er bemerkte an dem freundlichen Gesichte des Herrn Weitenau sehr wohl, daß ihm dieses Lob ausnehmend schmeichle. Ja, sagte er, und klopfte gefällig auf seine Dose, ich muß sagen, sie freuen mich, und selbst unser Fürst kann sich nicht rühmen, größere in seinem Hofgarten zu haben. Hiebei nahm er dann Gelegenheit, dem Herrn von Welden auch noch das übrige seines Gartens zu zeigen, und ihn auf alles, was er von Blumen, Gemüsen und Bäumen hatte, aufmerksam zu machen. O Herr von Welden! sagte er dann mit immer steigendem Feuer, ich bin schon so glücklich bei meinem kleinen

Gärtchen, — wie glücklich wäre ich erst dann, wenn ich drei so schöne große Gärten hätte, wie Sie, so viele Bäume, wie Sie, und eine so herrliche Gelegenheit, die Baumzucht noch weiter zu treiben! Was kann man da nicht alles probieren, wie viel reines Vergnügen genießen! O gewiß, die großen Männer aller Zeiten giengen im richtigen Gefühl von wahrem Glück auf das Land zurück, und zogen den Aufenthalt daselbst weit dem Prunk der Residenzen und dem, was der Pöbel Glück nennt, vor. Könnte ich es so weit bringen, der Besitzer eines nur kleinen Gütchens zu werden, nie würde ich mich nach der Stadt und den Vergnügungen der Welt zurücksehnen; denn es ist wahrlich viel weniger an ihnen, als man glaubt; unerschöpflich aber und immer neu sind die Freuden der Natur.

Adolph war nicht wenig verlegen, als der gute Weitenau den Naturfreuden eine solche Lobrede hielt, und ihn dann immer

dazwischen fragte: Ist's nicht wahr, Herr von Welden? Sollte er Nein sagen? dessen hätte er sich geschämt; sollte er Ja sagen? das konnte er nicht, wenigstens nicht aus Ueberzeugung, und doch mußte er es thun, und that es — aus Anstand, wand sich aber so schnell als möglich los, um nicht Blößen zu geben, und trat den Rückweg nach Hause an.

Das ist der Tag meiner Wiedergeburt, — sagte Adolph zu sich selbst, als er zwischen den blumigten Wiesen durchgieng, — ich will, ich muß anders werden. Wie es doch so sonderbar kommen kann: meinem Pferd ist's nicht recht, und dadurch werde ich glücklich. Ihr sollt mir nicht umsonst gesprochen haben, du, ehrlicher alter Hans Joachim von der Hagen, und du, gefühlvoller Weitenau, und du, meine gute Mutter, die mich an meinen guten Vater erinnerte; ich will mich annehmen meines Gutes und aller Geschäfte, welche es mit sich bringt; ich

will es einstweilen glauben, daß auch diese Geschäfte mit viel Vergnügen verbunden seien, bis ich es aus Erfahrung selber weiß.

Mit diesen Gesinnungen trat Adolph in den Schloßhof ein, wo ihm der alte Kutscher fröhlich zurief: Ich denke, es soll's bei dem Rappen bald wieder thun; er kann schon wieder auf dem kranken Fuße stehen. So? sagte Adolph trocken, und gieng die Treppe hinauf. So? und blos so? brummte der Kutscher, ich habe mich schon den ganzen Morgen darauf gefreut, dem jungen Herrn eine fröhliche Nachricht bringen zu können, und jetzt kommt ein bloßes trockenes So? und von einem Trinkgeld war gar nicht die Rede.

Adolph trat bewegt in das Zimmer seiner Mutter, und sagte: Mutter, ich bitte, geben Sie mir den Schlüssel zur Bibliothek.

Mutter. Den Schlüssel zur Bibliothek? Was fällt dir ein, Adolph?

Adolph. O viel, sehr viel, liebe Mutter! ist mir eingefallen, seit ich von Ihnen weg bin; ich bitte, geben Sie mir den Schlüssel!

Mutter. Ganz wohl. Aber sage mir doch, was für Bücher sind es eigentlich, welche du so begierig zu lesen wünschest?

Adolph. Solche, liebe Mutter! welche sich auf Feldbau, Gartenbau, Obstbaumzucht, Bienenzucht, Forstwissenschaft, und überhaupt auf alles beziehen, was unserm Gute frommt, und mir dadurch selbst die angenehmste und edelste Beschäftigung giebt.

O, mein Sohn! rief jetzt die Mutter mit dem Ton der innigsten Freude, wie glücklich machst du mich, wie glücklich machst du dich durch deinen edeln Entschluß! nun werde ich keine Thränen mehr wegen dir vergießen müssen, deren ich, ach! schon so viele vergoß, weil du bisher so gar wenig das warest, was du hättest seyn sollen.

So trat nun Adolph eine neue Laufbahn an; eine Laufbahn, welche ihm eben so viel

Vergnügen machte, als nützlich war. Den Holzwart, Jäger, Gärtner und Oberknecht, welcher das Feldwesen besorgte, sah er nun täglich häufiger um sich, als sonst in vielen Wochen; denn er suchte bei ihnen zu lernen, und mit ihnen manches gemeinschaftlich zu thun, wovor er sich sonst, aus elender Ziererei, geschämt hatte. So wurde er kenntnißreich, geschätzt und geliebt; sah, wie der alte Hausverwalter in vielem sehr nachläßig gewesen, und vieles gar nicht in den Rechnungen eingetragen hatte, was unter den Einnahmen hätte vorkommen sollen; destoweniger aber hatte er vergessen, manche Ausgabe so hoch anzusetzen, daß man leicht darauf kommen konnte, er müsse es vortrefflich verstanden haben, sich auf Kosten seiner Herrschaft zu bereichern; daher man ihm seinen Abschied recht gern gab, als er um denselben ansuchte, indem er für immer unter den Seinigen zu bleiben wünschte.

Nun ist der brave Jüngling bey Fellenberg, um sich dort ganz in seinen Lieblingsfächern auszubilden, und dann, nach seiner Rückkehr, seine Tage den angenehmen Beschäftigungen des Landlebens zu widmen.

Schön und wahr sagt der treffliche Weiße:

Süßer, angenehmer Fleiß!
O wie herrlich ist der Preis,
Den er jedem Jüngling beut,
Der ihm seine Kräfte weiht!

Wenn die Langeweile gähnt,
Und sich krank nach Possen sehnt,
Hüpft in froher Thätigkeit
Die ihm nie zu lange Zeit.

Möchten doch alle die, welche oft Mißmuth und Aerger plagt, zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Sitz dieser Plagegeister nicht außer ihnen, sondern in ihnen sey, und daß sie diese Dämone eben so leicht und eben so glücklich, wie Adolph, verbannen können, durch — Beschäftigung!

Folgen der Unvorsichtigkeit.

Die Preisevertheilung war vollendet, und Ernst, ein Knabe von zwölf Jahren, hatte zwar keinen Preis erhalten, war aber doch unter denen außer den Preiseträgern öffentlich Gelobten, und deßwegen mit seinem Schicksale völlig zufrieden. Auch seine Eltern waren es, und dachten: Fehlte es auch dieses Mal, so kommt es das nächste Mal desto gewisser; erlaubten daher dem Bittenden recht gern, Mittags, in Gesellschaft einer Menge anderer Schüler, nach Friedeleben zu gehen, und sich dort lustig zu machen, und vermehrten seinen schon beträchtlichen Sparpfenning durch eine sehr bedeutende Zugabe. Wer war also

fröhlicher, als Ernst, besonders, weil auch der Tag so schön, als der lieblichste Frühlingstag war. Die Gallakleider wurden abgelegt, vor allem der weiße, inkommodirende Halskragen; auch die neuen gewichsten Schuhe mit den schneeweißen Strümpfen mußten weichen, und man legte Stiefel an, damit man sich, wie Ernst meinte, weniger genieren dürfe. So verfloß mit Vorbereitungen, Bestellungen und dem Mittagessen, die Zeit von 10 bis 1 Uhr. Diese so sehnlich hergewünschte Stunde schlug, und Ernst stand unter dem fröhlichen Trüppchen seiner Kameraden, welche sich vor desselben Hause versammelt hatten, und zog mit ihnen zum Thore hinaus. Dort war alles schöner, als es den Tag vorher aussah; denn die Freude des Innern giebt auch der Außenwelt Reiz, und darum ist ein fröhlicher Mensch, auch ohne viel Geld und Gut, um so viel glücklicher, als der Reichste, wenn dieser bey seinem Reichthum kein fröhliches Herz hat.

Friedeleben war ein Belustigungsort, eine halbe Stunde von Ernstens Vaterstadt entfernt, mit ziemlich einfachen Umgebungen; denn ein großer öder Anger, welcher als Viehweide diente, umgab es von den meisten Seiten, und an diese Weide schlossen sich Saatfelder an. In den Gärten herumzugehen, wurde weder gern gesehen, noch hätte es auch den muntern Knaben große Freude gemacht, und als sie daher ihre Gaumen vor's erste hinlänglich befriedigt hatten, machten sie Plane, Streifereien in den nächsten Wald und das in ihm liegende Dorf zu machen.

Gesagt, gethan; und kaum meinte man, die Verabredung sey geschehen, so war auch schon die große Gaststube leer, und im Sturm gieng's davon. Ernst aber blieb zurück; denn weil er gut bei Casse war, so hatte er nicht mit bloßem Bier vorlieb genommen, sondern einen Schoppen rothen Wein bestellt, war aber mit demselben nicht

fertig geworden, und beschloß, da zu bleiben, bis er den Ueberrest ausgetrunken, und dann seinen Kameraden nachzufolgen, welche ihm die genaueste Marschroute zurückgelassen hatten. Schon sah er sie beinahe nicht mehr von seinem hohen Fenster herab, als er fertig wurde, und ihnen nun nacheilte. Als er an der Küche vorbeikam, schoß ihm der Gedanke in den Kopf: Ey, du solltest doch deinen Eltern auch etwas nach Hause bringen; darum gieng er in die Küche, und, weil niemand dort war, in die Wirthsstube, und machte Bestellungen auf die Zeit, wo er wieder zurückkäme.

Aber hier hielt ihn dann wieder etwas fest. Mehrere Männer nemlich, mit schwarzen, verbrannten Gesichtern, die Haare lang und unordentlich herabhängend, übrigens in der ganzen Kleidung Armuth und Mangel zeigend, saßen bei einem Glase Branntwein an einem Tische, und dampften aus kurzen Tabackspfeifen ganze Wolken um sich her.

Ernst sah diese wilden Gestalten von Kopf bis zu Fuß begierig an, und mußte daher an einer etwas bemerken, das ihm ausnehmend gefiel. Ein allerliebstes Eichhörnchen nemlich, munter und flink, wie diese Thiere sind, sprang einem der Männer am Arme hinauf, setzte sich auf seine Schulter, und sah Ernsten so neugierig an, als dieser seinen Besitzer. Ist dieses Eichhörnchen nicht feil? war des Knaben schnelle Frage, und zugleich langte er nach seinem seidenen Geldbeutelchen. Uns ist alles feil, wenn man's gut bezahlt, sagte der Mann, und lösete die Kette, an welcher das Eichhörnchen war, aus dem Knopfloche ab, und setzte das Thierchen auf den Tisch, damit man es besser ansehen könne. Ernst brannte vor Begierde, das Thierchen zu besitzen, und, damit man ihm glaube, daß er zahlen könne, leerte er alle seine Vierundzwanziger aus dem Geldbeutel auf den Tisch aus, und lächelte gar gefällig, als die Leute ihre Verwunderung

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. C. Gerstmayr.

Da steckt gewiss — Gold!

ausdrückten, daß der junge Herr so viel Geld habe. Hm, sagte er geheimnißvoll, das ist noch nichts; aber hier — und zeigte mit dem Finger an die Beinkleidertasche. Ja, ja, sagte der Mann mit dem Eichhörnchen, da steckt gewiß — mein Thier da wett' ich d'ran — Gold; denn der junge Herr sieht mir ganz darnach aus, daß er von rechten Leuten da ist. Kann seyn, sagte Ernst, und wollte dann den Handel wieder anfangen; aber, wie sonderbar! der Mann hatte durchaus keine Lust mehr, sein Eichhörnchen zu veräussern; unzufrieden gieng der Knabe zur Thüre hinaus, und seinen Kameraden nach.

Ernst rannte, daß ihm die Schweißtropfen wie Wasser von der Stirne flossen, und erreichte daher den Wald sehr schnell. Die liebliche Kühlung desselben that ihm ausnehmend wohl; er lief nicht mehr, sondern gieng langsam und immer langsamer, wie im Schlaf, vor sich hin. Jetzt kam er auf

einem freien Waldplatze zu einer herrlichen Buche; unwiderstehlich trieb es ihn, in ihren Schatten auf den schönen weichen Grasteppich sich zu lagern; über ihm säuselte der Baum so mild in einem kühlen Lüftchen, und eine Amsel schlug in der Nähe so schön, als wolle sie den Knaben geflissentlich fest halten. Ha! da gehe ich nicht mehr weg, rief er, da will ich schlafen! taumelte unter die Buche, lagerte sich in dem kühlen Schatten, legte den Kopf auf seinen Arm, und schlief ein.

So lag er einige Stunden, und schlief so süß, als er wohl noch nie geschlafen hatte. Auf einmal war ihm, als wolle man ihn wecken, und er fuhr erschrocken auf. Sonderbar genug fand er den Ueberrock ganz aufgeknöpft; es stiegen ihm Gedanken von Beraubung auf; er griff in die Tasche; sein Beutelchen war nicht darinn, leer lag es zwischen seinen Füßen; er langte mit Beben in die Tasche der Beinkleider, und,

wie wohl wurde ihm wieder! die zwei Dukätchen, welche ihm der Vater zum Aufbewahren anvertraut hatte, Geschenke von zwei Vettern, waren noch da. Aber nun überfiel ihn eine schreckliche Angst, besonders weil auch die Sonne schon sehr tief stand; er verließ sein theures Lager, und trat schnell den Rückweg nach Friedeleben an.

Doch, das Maas seines Unglücks war noch nicht voll; denn kaum war er einige Schritte gegangen, da sah er an einer Tanne einen Mann lehnen, welcher allem Anschein nach zu dem schönen Kleeblatt im Wirthshause zu gehören schien. Was sollte nun Ernst thun? Er mußte bei dem Manne vorbei, das war nun einmal nicht zu ändern, und darum gieng er zitternd auf ihn zu, und zitterte einen guten Abend heraus, um vielleicht desto eher durchzukommen; aber die Freundlichkeit des angstvollen Knaben hatte auf den Straßenräuber keinen Einfluß. Halt! schrie er, du hast noch Geld bei dir,

heraus damit! Um Gotteswillen, wimmerte Ernst, laßt mich doch gehen, lieber, lieber Mann! Mein Vater schlägt mich todt, wenn ich die Dukaten nicht wieder heimbringe. Aha! also Dukaten? sagte höhnisch der Räuber, dann aber in fürchterlichem Tone: Heraus mit dem Geld! Bube! oder ich schlage dir das Genick entzwei, und damit langte er nach einem Zaunstecken, und schwang ihn über Ernstens Haupt. Nun war freilich kein anderes Mittel, als sterben, oder sich ergeben. Zitternd langte Ernst in das Täschchen, und holte das blaue Papierchen mit seinen lieben Dukaten heraus, gab es dem Räuber hin, und bat weinend: Aber, lieber, lieber Mann! thut mir doch nichts am Leben! o ich bitte euch um Gotteswillen! Ach, Gott! mein armer Vater, meine arme Mutter — o ich Unglücklicher! — Still, Bube! schrie der Räuber, — welcher befürchtete, das Weinen des Knaben möchte vielleicht Leute herbeyziehen, — still!

ich werde dir jetzt weiter nichts mehr thun; mach' nur, daß du fortkommst; aber, verstehst du mich? hüte dich, von der Sache Lärm zu machen, oder, wenn ich dich wieder antreffe, geht's anders! und mit diesen Worten gab er ihm einen Stoß auf den Rücken, und verschwand.

Ernst lief, was er laufen konnte; aber die Dunkelheit war in dem hohen Walde schon so stark, daß er den Weg nicht mehr gut sah, einigemal über die hervorragenden Wurzeln stürzte, und einmal so arg auf die Nase fiel, daß ihm das Blut wie in Strömen herausquoll. Es däuchte ihm, daß er schon weit genug gelaufen sey, um längst aus dem Walde zu seyn, wenn er auf dem richtigen Wege wäre, — er war aber, leider! auf gar keinem; er war verirrt; die wilden Tauben erhoben um ihn her ein erschreckendes Geschrei; die Nachtkäfer summten um ihn her; die Eule erhob sich, und flog auf ihren Raub aus; und so wandelte Ernst

allein in dem schauerlichen Walde, müde, hungrig, blutend, tief niedergeschlagen, fast verzweifelnd; denn, konnte ihm nicht wieder ein Räuber begegnen? konnte er nicht die ganze Nacht in dem Walde herumlaufen, und sich immer weiter verirren? Und was mußten seine Eltern denken? Er sah schon in Gedanken seinen Vater in tiefen Kummer versenkt, und seine Mutter laut weinen und klagen: Nun habe ich meinen einzigen Sohn verloren! Er zitterte, er weinte; mehrmal wurde es wieder helle in seiner düstern Seele; er freute sich; er jauchzte, und sagte: Jetzt seh' ich ein Licht! dort, dort! jetzt komme ich Gottlob wieder zu Menschen! Aber, ach! seine Freude war umsonst gewesen, und was er für Lichter hielt, das waren nur Sterne, welche nackt durch die Bäume schimmerten. Auf einmal, wie er sich schon in den traurigen Entschluß gefügt hatte, unter einem Baume zu übernachten, — denn die Kniee brachen vor Müdigkeit unter

ihm, — da hörte er ein Geräusch: es war das Strömen eines Baches, und jenseits desselben mehrere Lichter. Welche Freude! und doch, glücklicher Zufall, der ihm begegnete und ihn rettete, diese Freude wäre bald die Ursache seines Todes gewesen. Er rannte dem Wasser zu, ob nicht eine Brücke zu finden sei, und war schon nahe am Ufer. Da hörte er in seiner Nähe eine Stimme, welche laut rief: Ha! ha! Wollt ihr euch denn mit Gewalt ersäufen? Noch etliche Schritte — und ich hätte keinen Kreutzer mehr um euer Leben gegeben! Ernst blieb wie eingewurzelt stehen, und wußte nicht, sollte er sich freuen oder fürchten. Da kam ein Mann mit einer großen Stall-Laterne auf ihn zugegangen, bot ihm einen freundlichen guten Abend, und fragte, wie er doch hieher gekommen. Jetzt wurde Ernst zutraulich, erzählte seine Lage, und erfuhr, daß er mit einem Bauern spreche, welcher, auf einem Hofe am Rande des Waldes

wohnhaft, eben von seinem kranken Weibe den Arzt nach dem nächsten Marktflecken zurückgeführt hätte. Der sagte hierauf zu Ernst, wie das Ufer des Flusses, welcher in ihrer Nähe rauschte, einen fast haushohen Abgrund bilde, den er hinabgestürzt, und unrettbar verloren gewesen wäre. Ernst dankte feurig bey sich selber Gott, welcher ihn aus dieser Gefahr gerettet, und nahm das Anerbieten des braven Mannes, daß er mit ihm nach Hause gehen und bei ihm übernachten sollte, mit Freuden an. In einer halben Stunde hörten sie nahes Hundegebell, traten bald darauf aus dem, unserm Ernst so fürchterlichen, Walde heraus, und kamen auf dem einsamen Hofe an. Ernst trat in die niedere, schwach erleuchtete Stube ein, welche von dem Geruche starkriechender Arztneien erfüllt war. Zwei Bauernmädchen, etwa in dem Alter von zehn und zwölf Jahren, standen an dem Bette, in welchem ihre kranke Mutter lag. — Still!

still! Vater, — sagten sie leise, als sie ihn hereinkommen sahen, — die Mutter schläft. Aber das Geräusch hatte die Kranke doch geweckt, und sie seufzte: O Gott! wie danke ich dir für diesen Schlaf! wie fühle ich mich erquickt! Ich glaube jetzt selber, es geht besser mit mir, und meine Kinder werden keine Waisen. Und der Vater gieng auf den Zehen zu dem Bette, und sagte aus voller Seele: Gottlob, daß ich dich so finde! und die Kinder weinten, hielten ihrer Mutter Hand an ihre Wangen, und sagten: O, Gott sei tausendmal Dank gesagt, daß du wieder gesund wirst, liebe Mutter! und so voll Freude und zärtlicher Theilnahme blieb die liebe Familie um das Bett der Kranken stehen. — Ernst stand indeß im dunkeln Hintergrunde, und weinte gerührt mit, wurde aber von den Mädchen, welche alle ihre Aufmerksamkeit auf ihre Mutter richteten, nicht bemerkt. Da holte ihn der Vater herbei, und sagte: Hört, da bringe

ich ein Nachtquartier, erzählte, was dem Knaben begegnet sei, und setzte dann hinzu: Aber, junger Herr! ein Bett haben wir nicht; er muß sich mit Stroh begnügen; doch wollen wir ihm das Lager hier in der Stube machen, und da wird es ihn nicht frieren, und müd' ist er genug, daß er auch auf dem harten Boden schlafen würde. Wenn wir ihm nur auch etwas Warmes hätten; es wird ihn hungern, — das kann ich mir denken. — Die beiden Mädchen sahen den städtisch gekleideten Knaben mit seinem blutigen Gesichte neugierig und mitleidig an; dann rückten sie einen Stuhl an den Tisch, und sagten: Setze er sich nur her; er kann mit uns essen. Ernst säumte nicht, und ließ sich die warme kräftige Suppe vortrefflich schmecken. Inzwischen wurde das Lager bereitet, und die Mädchen plünderten gutmüthig ihre eigenen Betten, um dem Knaben sein Lager so gut als möglich zu machen; eine dicke wollene Decke

diente ihm als Oberbett; und so schlief er, gesättigt und beruhigt, ein.

Die Strahlen der Sonne drangen schon durch die kleinen Fenster in die Stube, als Ernst erwachte. Er schlug die Augen auf, und sah den Bauern vor seinem Lager stehen. So, auf! rief dieser ihm zu; ich wäre schon vor einer Stunde in die Stadt gegangen, wollte ihn aber nicht wecken; nun müssen wir fort; die Suppe ist schon fertig; denn in meinem Hause hat man keinen Caffee. Mach' er also geschwind, daß wir fortkommen.

Ernst sprang munter auf; der Gedanke, nun wieder zu seinen lieben, guten Eltern zu kommen, und sie wieder zu beruhigen, machte ihn ganz fröhlich, und er aß nicht viel, nur um bald fortzukommen. Er dankte der guten Familie herzlich für seine liebreiche Aufnahme, und machte sich mit seinem Wohlthäter auf den Weg. In einer halben

Stunde hatten sie den fatalen Wald passirt, und mit unangenehmem Gefühl sah nun Ernst Friedeleben vor sich liegen; noch mehr aber schlug ihm das Herz, als er zugleich die Stadt vor sich, im milden Glanz der Morgensonne, erblickte. Was werden deine Eltern sagen? sprach er immer bei sich selbst. Freuen werden sie sich wohl, daß sie dich wieder haben; aber — meine Dummheit wegen meiner Prahlerei und Unvorsichtigkeit mit dem Gelde; und daß ich, bloß um meinen Kammeraden meinen Reichthum zu zeigen, die Dukaten, die ihren Wohnsitz nur in meiner Sparbüchse haben sollten, mitgenommen; dann wegen dem Einschlafen im Walde — wie werden sie dieß alles aufnehmen? Daher war ihm ängstlich, als ihn der Bauer bei dem Wirthshaus zum goldnen Hahnen verließ, und sagte: Jetzt wird er schon den Heimweg finden. Er dankte dem braven Mann recht herzlich, und gieng nach Hause.

Wer ihn zuerst sah, das war seine Schwester; diese, ohne auf ihn zu warten, lief die Treppe hinauf, und schrie aus vollem Halse: Vater! Mutter! Ernst kommt! Und sie kamen aus dem Zimmer heraus auf ihn zu mit offenen Armen und Thränen in den Augen. Ernst schluchzte, und konnte zuerst nichts hervorbringen, als: Vergebung! Vergebung! Da ließ sich der Vater von ihm erzählen, und sagte dann: Nicht ein Zufall, sondern du selbst hast dir das viele Unangenehme zugezogen, was dich gestern betroffen. Du hast dich nun selbst bestraft. Die Erinnerung an den gestrigen Tag wird dir noch lange schmerzhaft, erschreckend, und für deine ganze Lebenszeit unvergeßlich seyn. Von mir erfolge also kein weiterer Zusatz, als: 1) Hoffe auf keinen Ersatz deines Verlustes von mir, oder von der Mutter aus, sondern ersetze ihn, wo möglich, nach und nach durch deine Sparsamkeit. 2) Ueber vier und zwanzig Kreutzer, oder einen halben

Gulden, sollst du nie unter deiner Aufsicht haben, sondern, sobald du etwa einen halben Gulden hast, nehme ich das Geld für dich in Verwahrung, und du fängst von neuem an, zu sparen. 3) Prahle nie vor fremden, am wenigsten vor verdächtigen Leuten mit deinem Gelde; denn du setzest dich der Plünderung, wohl gar der Ermordung aus. 4) Lerne Sparsamkeit, und handle nicht so albern, daß du, sobald du etwas bey Kasse bist, meinest, in Saus und Braus leben zu dürfen; auf diese Art würdest du ein Verschwender, und es würde mir leid thun, mein bischen Vermögen einst unter deinen Händen zu wissen. — Dieß alles merke dir recht wohl, und dann hast du deinen Fehler benützt, das heißt: du bist durch ihn klüger geworden.

Ernst versprach zu folgen, und gieng. Jetzt ist er ein Jüngling, und unter seine vielen guten Eigenschaften gehören namentlich: Vorsichtigkeit und Sparsamkeit, welche

er da, wo sie vorzüglich zu empfehlen sind, nemlich auf den vielen Reisen zeigt, die er in Geschäften seines Vaters, des angesehensten Fabrikanten seiner Vaterstadt, zu machen hat.

Es ist schon ein ziemlich altes, einfaches, aber braves Verslein:

Freundschaftlich gegen jedermann;
Vertraulich gegen wenig;
Verschwiegen, Freund! soviel man kann,
Wie Fritz, der Preußen König.

Der Verfasser dieser Erzählung las, noch als Knabe, dieses Verslein einst an einer Stubenthüre angenagelt, und merkte es seitdem auswendig, und richtet sich darnach. Du, lieber junger Leser! merke es auch, samt obiger traurigen Geschichte, und sei vorsichtig, damit es dir nicht einmal gehe, wie dem kleinen Spatziergänger nach Friedeleben.

Emilie,

oder

früh verwahrlost ist gewöhnlich für immer verwahrlost.

Obrist von Reißing, ein guter ehrlicher Deutscher, der im siebenjährigen Kriege unter Laudon seine Thaten gethan, wurde allmählig alt und mürrisch. Er war immer etwas eigen gewesen, und namentlich darinn, daß er das Heirathen nicht leiden konnte, und bei jeder Gelegenheit darauf loszog. Endlich, in seinem fünf und vierzigsten Jahre, wurde er andern Glaubens, heirathete, und sah in seinem sechszigsten Jahre zwei allerliebste

Knaben, Max und Robert, von zwölf und vierzehn Jahren, am ersten October vor seinem Bette stehen, und ihm nach seinem Erwachen zum sechszigsten Geburtstage gratuliren. Geburtstage wurden in dem Hause des Obristen immer sehr ausgezeichnet gefeiert, am meisten sein eigener; und wenn er nie guten Humors war, so war er es in der Regel doch wenigstens von Sonnen-Auf- bis Sonnen-Untergang an seinem Geburtstage. So denn auch heute. Die gute Frau von Reißing suchte daher diesen Tag zu benutzen, um ihn zu der Erreichung eines Wunsches zu stimmen, den ihr edles Herz schon lange gehegt, aber ihn vorzutragen noch nicht gewagt hatte. Ganz gemüthlich und heiter saß der alte Obrist, nach Beendigung des Mittagessens, noch am Tische, und trank, als an einem Extra-Tag, auch ein extra gutes Glas herrlichen Malaga, schenkte noch in ein Spitzglas ein, stellte es vor seine Frau hin, und sagte: Nun, liebe

alte Lebensgefährtinn! thu' einmal Bescheid. Du sollst leben! Sie dankte freundlich, und trank; aber eine Thräne fiel ihr auf die Hand, und sie erschrak, als sie es bemerkte; aber auch dem Obristen war es nicht entgangen, und er sagte: Wie, Caroline! du weinest? Liebes, gutes Weib! sage mir aufrichtig: Was bedeutet diese Thräne?

Frau v. R. Was sie bedeutet? Du führst mich selbst auf das, was ich von meinem Herzen wälzen wollte, lieber Mann! Desto besser also. Was mich betrübt, ist immer ein und ebendasselbe — Emilie.

Obrist. Versteh' aber, liebes Kind! das kann nun einmal nicht seyn. Emilie ist jetzt schon übertrieben wild; was würde sie erst unter unsern beiden Jungen werden? Ich kann sie also ein für allemal nicht in's Haus nehmen, so gern ich auch wollte.

Frau v. R. Aber bedenke doch, welche schlechte Beispiele sie alle Tage, alle Stunden,

leider

leider Gott! an ihren eigenen Eltern sieht; bedenke, daß du des Kindes Taufpathe bist; daß du an ihrer Taufe versprochen, für ihrer Seelen Heil, ihre Tugend, ihre Erziehung in der christlichen Religion zu sorgen; bedenke doch, daß sie deines Bruders einziges Kind ist, und daß, wenn du nicht für sie sorgst, niemand auf der ganzen weiten Welt sich um das unglückliche Geschöpf bekümmert; bedenke —

Obrist. Bedenke und bedenke! O liebe Frau! ich habe schon alles bedacht; aber es geht nicht; Emilie kommt nicht in mein Haus. Indeß, einen Mittelweg wollen wir einschlagen, um doch zu dem gewünschten Ziele zu kommen; denn etwas muß einmal geschehen, und zwar bald, das sehe ich wohl ein, und ich hätte auch schon so ziemlich meinen Plan gemacht, und will ihn dir nun vorlegen.

Frau v. R. So laß denn hören, laß hören; ich bin voller Begierde.

Obrist. Du hast mir schon oft von der Tochter deiner ehmaligen Erzieherinn in Grünau gesagt, von Madam Fröhlich, daß sie, wie ihre Mutter, Mädchen in Pension nimmt, die bey ihr — wenn sie, nach deiner Versicherung, so trefflich wie ihre Mutter ist — gewiß recht gut versorgt sind. Dorthin nun möchte ich Emilien thun, und vorzüglich auch deswegen, weil sie dort unter den Augen meines alten Freundes, des Assessors von Troebing, ist, dem ich sie auf das Beste empfehlen werde.

Ohne abzuwarten, was seine Frau über diesen Plan sagen würde, hatte der Obrist ihr nur ins Gesicht sehen dürfen, um sich zu überzeugen, wie sehr er seiner braven Gattinn gefalle, und er wollte so eben in's Einzelne übergehen, als man an der Thür klopfte, und das Gespräch in's Stocken gerieth.

Sachte öffnete sich die Thür, und ein Mädchen trat herein, gelblich, die Haare lang und verworren in das Gesicht hängend,

die Kleider noch unreinlicher als ärmlich, und nachläßig umgeworfen, sonst aber eine schlanke Figur, von dem schönsten Ebenmaaß der Glieder; in der Hand trug sie ein verdecktes Körbchen, und nahte sich dann, nach einer sehr nachläßigen Verbeugung, dem Tische. Es war Emilie. Sie sprach einen kleinen Glückswunsch, öffnete dann das Körbchen, und legte einen von Glasperlen gestrickten Geldbeutel, als ein Präsent, dem Onkel vor.

Der alte Obrist nahm ihn in die Hand, und las die Worte: Emille fon Reuseng. Da schüttelte er gewaltig den Kopf, und sagte: Entsetzlich! entsetzlich! bald zwölf Jahre alt, und noch nicht richtig buchstabiren können, und legte dann den Beutel vor seine Frau hin. Diese besah ihn mit richterischen Augen, und sagte dann: Aber, wie kommst du doch zu dem Einfall, graue Perlen zum Grund zu wählen? die lassen so todt, sind so unansehnlich.

Ich bitt' um Verzeihung, Frau Tante! war Emiliens Antwort, es sind ja keine graue Perlen, es sind milchweiße. — Milchweiße? nun ja, ich will es glauben; milchweiß mögen sie gewesen seyn, als du sie kauftest, aber jetzt sind sie es nicht mehr, sie liegen wahrhaftig da, wie in Schmutz vergraben. Pfuy! welche Unreinlichkeit! Schämtest du dich denn nicht, dem Onkel so etwas zu bringen? Emilie stand schweigend da, aber nicht beschämt — denn ihr Gefühl war gegen Tadel, leider! schon sehr abgestumpft — und gieng dann, vom Onkel auf vier Uhr herbestellt, wieder nach Hause.

Der Obrist klingelte, und schickte seinen Bedienten in das Caffeehaus, wo er wußte, daß sein Herr Bruder viel richtiger zu treffen war, als zu Hause, mit der Bitte, zu ihm zu kommen. Er kam, der Obrist sprach mit ihm ernst, doch nicht bitter — denn er bezwang sich — über schlechte Kinderzucht, Verschwendung des Vermögens, und ähnliche

Sachen, und blieb dann, die matten Einwendungen seines Gegners gar nicht achtend, bey einem Punkt stehen, nemlich: Deine Tochter ist von nun an in meinen Händen, nicht was du, sondern was ich über sie verfüge, ist verfügt und gültig; und willst du nicht gutwillig beistimmen, so überlassen wir den Ausspruch der Obrigkeit. Der Bruder sah, daß er nichts gewinnen würde, wenn er es so weit kommen ließe, willigte ein, und beurkundete sein Uebereinstimmen mit dem Willen des Obristen auch schriftlich. So war also eine Hauptsache glücklich besorgt, und Emilie, schon um der Neuheit der Sache willen, hörte es gerne, als ihr der Onkel sagte: Bis morgen früh um 8 Uhr erwarte ich dich hier reisefertig, und alles dein Hab und Gut zusammen gepackt. Ich werde dich, bevor du mir noch ganz verdirbst, in eine Erziehungsanstalt nach Grünau bringen. Dort bleibst du bis in dein sechszehntes Jahr, und dann werden

wir weiter sehen, was zu machen ist. Geh' also, und verwende die noch übrigen Stunden des Tages zum Einpacken und Abschiednehmen.

Um drei Uhr des andern Tages fuhren bereits der Obrist, seine beiden Söhne und Emilie zu den alten doppelten Thoren der Stadt hinein, stiegen bei Assessor von Troebing ab, und dann führten beide alte Schul- und Feldkameraden Emilien in die Wohnung der Madame Fröhlich. Eine schon ziemlich bejahrte Frau trat ihnen, als sie in das helle, nette Zimmer eintraten, entgegen, und acht Mädchen saßen an einer langen Tafel bey weiblichen Arbeiten. Die beiden Freunde wurden in ein Cabinet geführt, und hier stellte dann der Obrist Emilien der Erzieherinn vor, machte sie mit dem Eigenthümlichen, und namentlich mit den Fehlern derselben, mit schonender Berührung der Quellen derselben, bekannt, hierauf mit seinen Wünschen; man verständigte sich wegen dem

pag. 78.

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. C. Gerstmayr.

Um 3 Uhr fuhren sie zu den alten doppel=
ten Thoren der Stadt hinein.

Kostgeld, und ähnlichem, und nun erfolgte der Abschied. Emilie weinte bitterlich; denn sie achtete, sie mußte ihn achten, ihren trefflichen Onkel, und versprach ihm gerührt die Erfüllung aller seiner Bitten, daß sie nemlich stets ihrer Erzieherinn folgen, und unbedingt gern und eifrig alles thun wolle, was diese von ihr verlange.

Verabredetermaaßen mußte Madame Fröhlich mit dem Schlusse jeden Monats dem Obristen über Emilien Bericht erstatten, und wöchentlich einmal brachte Emilie den ganzen Nachmittag bey der Familie Troebing zu, und der Freund von Grünau schrieb seinem Reising fleißig wegen ihr. Die ersten Briefe beider waren so, daß der Obrist und seine Frau die größte Freude darüber hatten, meinten, es könne gar nicht fehlen, Emilie werde sich gänzlich bessern, und sogar glaubten, sie hätten sie für schlimmer gehalten, als sie wirklich sey. Auch der Novemberbrief war gut, obwohl die leicht hingeworfenen

Worte des Oktoberbriefes: „Mit manchen übeln Gewohnheiten, welche Emilie noch an sich hat, wird sich's hoffentlich auch bald geben," nun ernster folgendermaaßen repetirt wurden: „Unsere Hoffnung, daß so manches, was wir an Emilien ungern sahen, sich ändern würde, möchten wir beynah' sinken lassen, wenn ihr gutes Herz und ihr aufrichtiges Bereuen, sobald sie gefehlt hat, uns nicht aufrichten würde, und das Beste erwarten ließe." Von nun an aber wurden die Briefe immer kürzer und kürzer, so daß der Obrist Verdacht schöpfte, und auf den Märzbrief an Madame Fröhlich schrieb: Sie möchte ihm ungesäumt einen ganz ausführlichen Bericht über Emilien schicken. Es geschah; er erhielt folgenden Brief, welcher uns Emilien genau kennen lernt, und zeigt, wie traurig die Folgen böser Gewohnheiten, wegen der Schwierigkeit, sie zu vertilgen, seyen.

Gnädiger Herr!

Sie verlangen, daß ich Ihnen über Emilien bestimmte und ausführliche Nachrichten geben soll, und ich gehorche um desto lieber, da mir auch meine Pflicht verboten hätte, länger zu schweigen. O daß ich Ihnen nur auch gute Nachrichten melden könnte! Aber, ich kann leider nicht, denn heilig ist mir die Wahrheit; lieber schreibe ich gar nicht, als Schmeicheleien, denn sie sind eben so schädlich, als unwürdig. Hören sie also, hochgeschätztester Herr Obrist, und seyen Sie überzeugt, daß mein Schmerz beym Schreiben dieses Briefes gewiß nicht kleiner war, als der Ihrige seyn wird, wenn sie ihn lesen.

Emiliens Schmerz, nachdem dieselben wieder abgereist waren, war sehr groß, und weinend gieng sie zu Bette, weinend stand sie wieder auf. Doch, die Zeit zeigte auch an Emilien ihre Wirkung: der laute Schmerz wurde ein stilles für sich Seyn, eine schweigende,

duldende Traurigkeit, welche aber das Mädchen für den nun beginnenden Unterricht eher empfänglich, und mir ihre ganze Leitung sehr leicht machte. Meine Worte waren ihr Befehle, und sie erwartete sie nicht erst, sondern beobachtete meinen Blick und das Thun und Lassen ihrer Mitschülerinnen, um meine Wünsche zu erfüllen. Hätte ich weniger Erfahrung, — wüßte ich nicht, was Neuheit und Schüchternheit bewirken, so müßte ich durch dieses schöne Benehmen Emiliens ganz entzückt geworden seyn, und geglaubt haben, eine ganz vorzügliche Tugend innerhalb meiner Mauern zu haben; doch, ich freute mich nur im Stillen über einen allerdings möglichen, aber noch nicht erkämpften Sieg, und dachte: Gut soll es seyn für dich und die Deinigen, wenn es so fort geht. Aber — es gieng nicht so fort. Ich sah bald ganz deutlich ein, Emilie war nicht an Arbeit gewöhnt worden; sie äußerte daher bald Ueberdruß am Lernen und andern

nützlichen Beschäftigungen, und that alles, was sie that, nur aus Zwang und einigem Ehrgefühl, indem sie sich nicht von mir und ihren Lehrern und Mitschülerinnen getadelt wissen wollte. Aber die unselige, tief eingewurzelte Gewohnheit des Nichtsthuns überwältigte bald das Ehrgefühl, und mir blieb kein wirksames Motiv des Anspornens mehr, als Drohungen, daß ich Ihnen die ganze Sache melden werde. Diese wirkten; Ihr Name, Herr Obrist! brachte eine Feuerröthe in das blasse Gesicht der Fehlenden, und Thränen, die aber, leider! nur zu bald versiegten, entstürzten Emiliens Augen. Aber auch die Drohungen fangen an, immer schwächer zu wirken; das Gebäude meiner Hoffnungen wankt in seinen Grundvesten, und wird bald stürzen. So stehen nun die Sachen, und Emiliens Karakter zeigt mir wenige erfreuliche Lichtpunkte, lauter Schattenseiten. O daß ich so glücklich seyn möchte, von Ew. Gnaden zu erfahren, was ich in

diesen traurigen Verhältnissen thun soll! Denn mein Rath ist beinahe zu Ende, und ich nehme mir daher die Freiheit, zu bitten, mir bald Dero Gesinnungen mitzutheilen.

Voll tiefer Hochachtung nenne ich mich

Dero ergebenste

Marie Rosalie Fröhlich.

Lange wartete die gute Frau auf eine Antwort; denn der Obrist war krank gewesen, und hatte daher nicht schreiben können. Endlich erhielt sie dieselbe, aber mit ihr wenig Trost, sondern nur die Bitte um Geduld, in Hoffnung, daß es nach und nach besser gehen werde, und die Ermunterung, wie verdienstlich es sey, einen Menschen gerettet zu haben; denn ihr Werk sey es, wenn einst Emilie in seine Arme, als eine gebildete, liebenswürdige, tugendhafte Jungfrau, zurückkehre, und ihm den Kummer vergüte, welchen sie und ihre Eltern ihm schon gemacht hätten.

Gerührt las die gute Frau den, in dem herzlichsten Tone geschriebenen, Brief, und rief mit Wärme aus: Ja, du guter Mann! ich will Geduld haben; ich will hoffen, wie du hoffest, und mit dir denken, daß Gott unsere Wünsche und unser Thun nicht ungesegnet lassen werde; und so fuhr sie dann mit erneuerter, eher noch verstärkter Liebe fort, an der übellaunigen, verwahrlosten Emilie zu bessern und fortzubilden. Aber, — o Jugend! möchtest du es zu Herzen nehmen! — Emilie wurde nicht besser, wie alle, an welchen das Bessern zu spät angefangen wird. — Wenn die Erde mit dem erneuten Frühling sich wieder öffnet, und aus ihrem fruchtbaren Schooße die zarten, entwickelten, grünen Saamenkeime emporsproßen, so faßt doch einen dieser jungen Keime an seinem zarten Körper, und zieht ihn, durch das Gefühl prüfend, in die Höhe. — O wie leicht, mit welchem unscheinbaren Widerstande wird er euch folgen! Dann

werdet ihr weiter nachsuchen, und finden, welch ein kurzes, zartes Würzelchen den Keim in die Erde befestigte — ein kleines, leicht zu zernichtendes Fäserchen, dessen Haltkraft auch das schwächste Kind spotten dürfte. Aber geht dann später hinaus, seht nach dem schmalen, unscheinbaren Gräschen; es ist emporgeschossen zu einer festen, emporragenden Pflanze; ihre Blätter umschatten üppig den Boden, aus dem sie hervorgieng; kräftig erhebt sie sich in die Luft; schon haben sich ihre Blüthenknospen entfaltet, und sie freut sich ihrer Erstarkung mit jugendlichem Stolze. Mit Trauern bemerkt ihr nun, daß euch in der stolzierenden Blume ein verderbliches Unkraut heranwachse; ihr wollt es vertilgen, und, mit Einem kräftigen Riß ist es verschwunden! Verschwunden? ganz verschwunden? — Mit nichten! wohl auf einige Tage, aber nicht für immer. Kräftiger wird es wieder emporsprossen, und eurer Hand, eures Unwillens, eures Kummers spotten;

— denn die Quelle ihres Lebens, ihre Wurzeln sind tief in die Erde gedrungen, verzweigten sich in ihr mannigfaltig und vielfach, und trotzen so, verborgen in ihrem finstern, unausspähbaren Schooße, allem Einflusse von außen, allem, nun zu spät gegen sie gerichteten Widerstande.

Und so trotzte auch Emilie mit ihren tief eingewurzelten Fehlern allem Einflusse von außen, und machte jedes Einwirken auf sie vergeblich, so daß ihre Erzieherinn den braven Obrist bitten mußte, Emilien von ihr zu nehmen, weil diese, da schon mehrere ihrer schlechten Streiche in der Stadt ruchtbar geworden, das Institut dadurch hätte in Mißkredit bringen, und so der Vorsteherinn desselben den größten Schaden verursachen können.

So kam Emilie wieder nach Arnheim zurück, und weil der Onkel seine beiden Söhne in die Kadettenschule nach M. schickte, nahm er Emilien zu sich, und versuchte mit

Strenge, seine treffliche Frau mit Güte die Kur an der Unheilbaren, die aber natürlich mißlingen mußte.

Dem Onkel gieng die Geduld aus, und er schickte Emilien zu einer seiner Verwandten auf das Land, wo sie aber bald das Stille und Einfache des Landlebens so unausstehlich fand, daß sie Haus und Gärten mit Weinen und Heulen erfüllte, und sich nach den Zerstreuungen der Stadt zurücksehnte; und doch hätte sie es bey der trefflichen Frau von Königsfelden so gut haben können, wenn sie nicht die arbeitsscheue, launige, leichtsinnige Emilie gewesen wäre. Wie groß war daher ihre Freude, als Frau von Königsfelden ein Bad besuchte, und Emilien mitnahm! Hier, wo Vergnügen auf Vergnügen folgte, wo sie das Köstliche des Nichtsthuns so reichlich genießen konnte, und ihre Sinnlichkeit jede Befriedigung fand, hier war ihr wohl; sie betrug sich aber auch so, daß sich Frau von Königsfelden ihrer schämen mußte, und sie

zu ihrem Onkel zurückschickte. Aber — sie soll noch kommen — und ich lege meine Feder nieder, das übrige ihres Lebens zu beschreiben; denn, verführt und verführend lebt sie es dahin, nomadisirend, bald da, bald dort, zu ihrer Schande und zum Aerger ihrer Anverwandten, welche ihre Hand von der Ungerathenen ganz abgezogen haben, nach der sie sich freilich, weil sie immer tiefer und tiefer in ihr Elend hinabsinkt, gern wieder umsehen möchte, und traurig die Wahrheit beurkundet: Daß früh verwahrlost, gewöhnlich für immer verwahrlost ist.

Rettung um Rettung.

Ganz in sich versunken saß William auf dem Strunk einer abgehauenen Tanne auf einer waldfreien Anhöhe, und sah das ihm gegenüber so still, so friedlich, so freundlich mit Grün umgeben liegende Dorf Waldheim unverwandt mit inniger Freude an, und dann die weite Ebene um das Dorf herum, und die Berge und die Wälder, welche am Horizont diese schöne Ebene umschlossen. William war ein großer Freund von der Natur und ländlicher Stille; er war ein schön heranreifender, zum Studiren bestimmter Jüngling, musterhaft fleißig und brav,

von dem sich sehr viel erwarten ließ. Seine Bücher und Lehrstunden beschäftigten ihn den ganzen Tag, und er freute sich dieser Beschäftigung; denn eine edle Wißbegierde machte ihm das zur Lust, was vielen eine Last ist, und, wenn ihm auch manches Trockene nicht gefiel, so machte er es sich dadurch erträglich, ja angenehm, daß er es als ein Mittel ansah, ohne das nun einmal der Zweck nicht erreicht werden könne, und da er diesen letztern immer im Auge hatte, und möglichst bald und vollkommen zu erreichen suchte, so war ihm auch das Trockene nicht trocken. Er kam wenig in's Freie, den Sonntag und einen freien Nachmittag in der Woche abgerechnet; aber dann genoß er auch so recht gemüthlich und ganz die unschuldigen Freuden der Natur.

Ein solcher freier, genußreicher Nachmittag war denn auch heute. William war voll innigen Seelenfriedens, und Salomon Geßners Idyllen lagen zugeschlagen vor ihm;

denn die Anschauung der schönen Wirklichkeit fesselte ihn doch stärker, als die, obwohl trefflichen, Schilderungen des Dichters.

So saß er da, als er auf einmal schnell auffuhr. Ein niedliches, kleines, geflecktes Rehkalb, das erst wenige Wochen zählen mochte, sprang so dicht an ihm vorbey, daß er es hätte berühren können, und zugleich fiel etwas hinter ihm schwer und heftig auf die Erde. Das verdammte Thier! keuchte es; und William sah hinter sich. Da erhob sich ein langer, aufgeschossener, junger Mensch vom Boden, sah mit Mißfallen, wie seine neuen Nankingbeinkleider von der Erde so beschmutzt worden waren, und sein Unwille darüber wurde immer größer. William sah ihn lange schweigend an; dann sagte der Unbekannte: Das wird wieder zu Haus ein Lärm seyn! Aber, ich kann nun einmal nicht anders.

William. Ich bedaure Sie. Was verstehen Sie denn aber unter dem, was Sie eben gesagt haben?

Der Unbekannte. Was ich darunter verstehe? Das will ich Ihnen gleich sagen. Sehen Sie! ich soll mit Gewalt studiren; aber so im Freien schmeckt mir's nun einmal besser, als in den Büchern; ich entschlüpfe daher, so oft ich kann; habe deßwegen auch vielen Verdruß, und mache, leider! vielen Verdruß. Beides kränkt mich, und ich bin oft ganz schwermüthig; denn es wird immer ärger, und ich weiß mir nicht zu rathen und nicht zu helfen.

William. In einem gewissen Fall wüßte ich, meiner Meinung nach, gleich einen guten Rath.

Der Unbek. O wenn das wäre, wie dankbar müßte ich Ihnen dafür seyn! Sagen Sie genauer, wie meinen Sie?

William. Dann müssen Sie mir aber erlauben, ganz offenherzig zu reden, und eine Hauptfrage zu thun: Haben Sie eine förmliche Bücherscheu, oder mögen Sie etwa nur diese oder jene Bücher nicht?

Der Unbek. Keine förmliche. Naturgeschichten und ökonomische Bücher lese ich für mein Leben gern; Rechnen und deutsche Aufsätze verfertigen, gehört auch zu meinen Lieblingssachen; aber die lateinischen und die griechischen Bücher, die mag ich nun einmal nicht ansehen.

William. Nun dann, so werden Sie ein Förster.

Der Unbek. Ein Jäger, meinen Sie? Das ist mir doch zu gemein.

William. Nicht Jäger, lieber Freund! Jäger und Förster, das ist ein großer Unterschied. Mein Onkel ist Förster; daher weiß ich so ziemlich, was im Allgemeinen zu einem Förster gehört; sollten Sie also mit mir nach der Stadt zurückgehen wollen, weil sich schon der Abend nähert; so will ich Ihnen sagen, was ich weiß, und dann meinen guten Rath daran anschließen.

Albert Storn, so hieß der Unbekannte, war der Sohn eines Beamten, welcher, da

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. C. Gerstmayr.

Nun dann, so werden Sie ein Förster.

er Jurist war, und sein Vater und Großvater und seine Altvordern noch weit hinauf auch Juristen gewesen waren, meinte, daß natürlicher und vernünftiger Weise auch sein Sohn einer werden müsse, und ihn daher auf das Gymnasium schickte, daß er sich hier auf die Universität vorbereite. Aber, daß Albert hier keine großen Fortschritte machte, läßt sich bey seiner Abneigung vor den alten Sprachen denken; daher gab es in der übrigens friedlichen und stillen Familie des Sekretairs Storn viele, recht viele Verdrüßlichkeiten. — Und studiren muß er, und da hilft nichts dagegen! war das gewöhnliche, nicht Ende, sondern Vorrede von des Vaters Gesprächen mit der Mutter, die sich des Sohnes erbarmen wollte. Mein Gott! erwiederte diese immer niedergeschlagen und demüthig, kann man denn nicht etwas studiren, wo Griechisch und Latein unnöthig ist? Aber dann kam auch das Ende mit den Worten: Still! Marianne! still! das verstehst

du nicht! — so bestimmt ausgesprochen, daß die gute Frau seufzend wieder an ihre Geschäfte gieng.

Mit immer steigender Aufmerksamkeit hörte Albert dem belehrenden und rathenden William zu. Er hatte ganz aus seiner Seele, ganz nach seinem Willen gesprochen. Förster zu werden, wurde nun Alberts erster, feurigster Wunsch, und er fieng an zu hoffen, daß sein Vater seinen Bitten nachgeben würde. Mit einer Thräne des Dankes in den Augen drückte er gerührt William die Hand, als er sich am Thore von ihm trennte, und bat, ihn öfters auf seinen Spatziergängen begleiten zu dürfen.

William erfüllte recht gern den Wunsch des gutmüthigen Alberts, und hatte die Freude, von ihm bald zu erfahren, daß sein Vater, vorzüglich auf das Zureden der Großeltern, nachgegeben, und ihn bald zum Oberförster Wildungen in Frauenfelden schicken werde.

werde. Dieß geschah auch. Albert kam fort, und es vergiengen einige Jahre, daß William ihn weder sah, noch etwas von ihm hörte.

Die Zeit kam nun heran, daß William die Universität beziehen sollte; das Examen, welches ihn als ganz dazu befähigt aussprach, war überstanden, und die vier Wochen Ferien, welche ihm folgten, wollte er nun noch dem Besuchen seiner Lieblingsplätzchen und einer kleinen Reise in benachbarte Städtchen widmen. Ein Jüngling, welcher mit ihm die Universität beziehen sollte, — ihm gleich an Fleiß und rühmlicher Ehrbegierde, — begleitete ihn, und schon waren sie auf dem Rückwege begriffen, als der Tod sich ihnen furchtbar näherte.

Sie hatten nämlich, bis auf zwey gute Stunden Wegs, ihre Vaterstadt erreicht, als sie noch früh am Mittag nach dem, auf einer großen, schönen Höhe gelegenen, Dorf Mariagarten kamen. Müde, hungrig, durstig

Bayerische
Staatsbibliothek
München

und erhitzt giengen sie dem Wirthshause zu, aßen zu Mittag, löschten ihren Durst, und unterhielten sich dann — es war Sonntag — mit den Bauern, welche um sie herumsaßen, und meist Wein tranken. Die beiden Jünglinge, denen, gesättigt und erquickt, so wohl war, ließen sich auch Wein kommen, und verweilten in der kühlen, gewölbten Stube unter ihren, ihnen neuen Umgebungen so gern, daß sie nur ungern an's Heimgehen dachten, und als sie daher, nach einer guten Stunde, aufbrechen wollten, legten sie Hut und Stock gern wieder hin, als ein alter Mann mit silberweißen Haaren aufstand, und zutraulich zu ihnen sagte: Ei, warum nicht gar schon fort! warten Sie doch, bis die Sonne weiter drunten ist, und es kühler wird; in zwei kleinen Stunden kommen Sie ja leicht in die Stadt. Gerne, wie gesagt, gaben sie nach, tranken noch eine Bouteille Wein, und traten nach mehreren Stunden jubelnd den Rückweg an. Sie eilten durchaus

Bayerische Staatsbibliothek München

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. C. Gerstmayr.

Hinüber! hinüber!

nicht, und sagten: Mag es auch Nacht werden; wir haben ja die Fahrstraße, und können nicht verirren; — wer weiß, wenn uns wieder so wohl wird!

So kamen sie an die Linter. Diese, ein breiter, reißender Fluß, strömte mit wildem Getöse unweit der Landstraße hin. Haushohe, steile Ufer schlossen sie ein, und hölzerne Schranken schieden die Straße wohlthätig und vorsichtig von dem gefährlichen Ufer. Hm, sagte Adelbert höhnisch zu William, diese Schranken da hat man auch nur furchtsamer Hasenfüße wegen hingemacht; was wettest du, William, ich gehe jenseits ihrer mit festem Fuß hundert Schritte weit? du kannst nachzählen, und, so viel ich weniger gehe, sollst du von mir Bouteillen Wein haben. Schande! — fuhr er mit immer steigender, unseliger Hitze fort, — Schande für einen Kerl, wie ich bin, kindische Furcht zu haben! in dieser Brust schlägt ein Heldenherz! Hinüber! hinüber!

William zitterte bei dem Gedanken, in welches Unglück sich der unbesonnene Adelbert stürzen könnte. Er bat, drohte, hielt ihn an der Hand, und wollte ihn mit Gewalt an die andere Seite der Straße hinüberziehen; aber, alles war vergeblich, — der Widerstand machte ihn nur noch wüthender; ein Satz — und drüben war er, und gieng lachend unweit dem schrecklichen Abgrunde. Nach wenigen Schritten verlor er sich in einem hohen, dichten Gebüsche. Aber kaum war er William aus den Augen gekommen, da hörte dieser einen mächtigen, schnellen Fall, ein Abwärtsrollen von Steingeschieben, und ein starkes Plätschern und Unruhe im Wasser; zugleich vernahm er die Schritte seines Freundes nicht mehr. Der Gedanke, daß er unglücklich geworden sey, bemächtigte sich seiner Seele, und machte ihn zittern. Gewaltig und gern zwar sträubte er sich gegen diesen fürchterlichen Gedanken, und dachte: Nein, das war nur ein Stein, was

so schwer und geräuschvoll abwärtsrutschte; das Gebüsch ist lang, jetzt kann er alle Augenblicke herauskommen.

Aber, er kam bald aus seinem täuschenden Wahn. — William! William! rief es aus der Tiefe; ich bin in den Fluß gefallen! Rette mich! — William bedeckte mit beiden Händen das Gesicht; es war ihm, als könne, als dürfe er den Tag nicht mehr sehen vor Schmerz und Wehmuth. Sein Freund rief wieder, rief mit durchdringender Stimme: William! William! willst du mich denn nicht retten?! Willst du mich hier umkommen lassen?! — Ich komme! ich komme! rief dieser, dem des Freundes Worte die Seele zerrissen; sprang über die Schranken, schlang den linken Arm um einen Baumstamm, und beugte sich dann, so viel als möglich, vorwärts, um in den Fluß hinab nach seinem Freunde zu sehen, wo und in welcher Lage er wäre. Er sah, wie er tief unten stand, und sich an der Wand des steilen Ufers

anklammerte, um vom Strome nicht fortgerissen zu werden, und — daß er ihm nicht helfen könne. — Grabe dich ein! rief ihm William hinunter, mache dir wie Stufen; das Ufer ist nur ein Gemisch von Thon und Sand — es wird schon gehen! Bedenke deine Eltern! Gott im Himmel! was würden die sagen, wenn du umkämest! Du mußt, du mußt dir helfen! Fange an; die Noth wird dir übernatürliche Kräfte geben! Aber alles Rufen war vergebens. Ich kann nicht! lieber Freund! ich kann nicht! war die stete zurückkommende Antwort; und dann herrschte eine kurze, furchtbare Todesstille.

In Williams Brust arbeitete es gewaltig; er hatte keinen andern Gedanken, als, seinen Freund, auch mit äußerster Lebensgefahr, zu retten. Er blickte um sich her, zu erspähen, wie es wohl möglich zu machen wäre, und sah mit höchster Freude, wie eine vom Regenwasser gerissene Schlucht dem Fuße des Ufers zuführe. Schmal war sie allerdings,

doch tief, und nicht senkrecht, sondern quer allmählig abwärtsgehend. Sein Entschluß war nun gefaßt; er rief in den Fluß hinunter: Adelbert! Adelbert! ich komme! ich rette dich! — und betrat dann vorsichtig, mit der linken Hand an der Uferwand sich haltend, mit der rechten auf seinen Stock sich stützend, den gefährlichen Weg. Er kam mit zitternden Knieen auf eine lange, wie geebnete Schichte, und konnte hoffen, wenn sein Freund bis auf diese kommen könnte, sey er gerettet; daher legte er sich auf den Boden hin, und hielt seine Hand dem Unglücklichen entgegen, welcher zu dem guten William, wie zu einem Engel Gottes, hinaufblickte. Aber ach! sie reichte nicht so weit, daß Adelbert, der sich streckte und aufwärts arbeitete, so viel er konnte, sie hätte fassen, und sich dann vielleicht aufwärts schwingen können. Also, neues Unglück, neue Verlegenheit, neues Berathen. Ich kann — ich kann mich nicht mehr länger halten, rief Adelbert mit

der Stimme der Verzweiflung, und verzweifelnder noch, als seine Stimme, flehte sein Auge und sein ganzes Gesicht um Hülfe und Mitleiden an.

William sah nur ihn, hörte nur ihn, nicht die innere Stimme der Selbsterhaltung, der Kindespflichten, des Lebensgenusses; die Noth des Augenblickes ließ ihn nur diese, und nichts anderes denken. Nun, so will ich denn lieber mit dir sterben, als mich von dir trennen, ehe ich nicht das Aeußerste gewagt habe! sprach er mit fester, inniger Stimme, und bog sich immer weiter vorwärts, bis er endlich die Fingerspitzen von seines Freundes Hand berühren konnte. Laß nicht nach! laß nicht nach! bester, einziger Freund! rief Adelbert mit gerührter, bittender Stimme, und William bog sich wieder weiter vorwärts. Da, großer Gott! überwog es ihn, und — er stürzte in den Fluß hinunter.

Welch ein Anblick! Da standen sie nebeneinander die dem Tode geweihten, athmeten

tief herauf, und starrten die Uferwand an, in die sie sich mit den Fingern einhackten, um ihr Leben etwa um eine kärgliche Viertelstunde länger zu fristen; dann drehten sie schweigend, mit kaltem Schaudern, ihr Gesicht gegen den Strom, um ihn, ihr baldiges Grab, zu beschauen; sein eintöniges, schnelles Rollen war ihnen Todtengesang, und so wie mit der immer tiefer sinkenden Sonne die Natur bald ihren tiefen Schlummer begann, so war auch ihnen, den Unglücklichen! die Nacht des Todes nicht mehr fern. Zuerst fieng William zu sprechen an, — er hatte ein ruhigeres Gewissen; denn nicht Vermessenheit, sondern nur der Eifer, seinem Freunde zu helfen, hatte ihn in diese Lage gebracht. Er machte seinen Freund aufmerksam auf einen großen Weidenbusch, welcher etwa hundert Schritte von ihnen stromabwärts war, und von welchem an das Ufer grün und gar nicht mehr hoch zu seyn schien, und sagte: Wir wollen mit lauter

Stimme um Hülfe schreien, vielleicht, daß uns jemand hört; — aber lange bleibe ich nicht hier; denn wir verzehren unsere Kräfte, und sind dann gar nicht mehr im Stande, einen Versuch zu machen, ob wir nicht bis zu jenem Busche kommen können. Sie riefen nun so laut und anstrengend, daß sie heiser wurden; aber, alles blieb still und wie im Grab; nur der Waldvogel schrie, und das Echo gab spottend den Ruf der Angst und des Jammers zurück; denn die Straße wurde ohnehin nie viel besucht, die Nacht war vor der Thüre, und Sonntag war's noch obendrein, wo weniger Verkehr ist, und deswegen die Straßen ohnehin ruhiger sind. Immer sehnlicher und den Weg abmessend blickten beide nach dem Weidenbusche und dem niedern grünen Ufer, versuchten die Füße aufzuheben, und — konnten nicht, so schwach und zitternd waren sie auf denselben, und dachten doch, — o Hoffnung des Lebens! an welche Strohhalme hältst du dich

nicht! — es werde besser werden, wenn sie einmal im Gange seien.

So standen sie da, düster auf den blutigen Wiederschein der untergehenden Sonne in der strömenden Linter sehend, und wohl auch an die guten Eltern, an die harmlosen Geschwister, an das Schöne und Süße des Lebens, und an noch viel anderes denkend, an was man in solchen Augenblicken denkt. Da huben sie auf einmal den Kopf aufwärts gegen die Straße hin, und immer deutlicher und deutlicher hörten sie laufende Fußtritte, die immer näher kamen. Unverwandt waren nun natürlich ihre Augen in die Höhe gerichtet, und das Herz schlug so stark, aber so froh, so froh, und die fast Sinkenden wurden wieder fest und aufgerichtet durch die Hoffnung. Da erblickten sie auf dem hohen Ufer einen Menschen, welcher sich auf den Leib gelegt hatte, und so auf sie hinunter sah. Doch, blitzschnell zog er sich wieder zurück, rief: Gott! Gott! — William! —

und dann: In wenig Minuten bin ich wieder da, und ihr seid gerettet; aber, nur ruhig gehalten! recht ruhig! — Wie räthselhaft! William sollte in dieser, ihm so unbekannten Gegend jemanden bekannt seyn. Er sann hin und sann her; konnte aber nichts herausbringen.

Mit Sehnsucht harrten sie nun nach Rettung; aber, es wollte sich nichts sehen und nichts hören lassen. Endlich, nach einer Viertelstunde, hörten sie ein Laufen vieler Menschen, — ein Rufen: Wo? wo? und eine Menge neugieriger Bauern- und Bäurinnenköpfe sah nach ihnen herunter. Jetzt ließ man ein langes, dickes Seil mit einer Schlinge herunter; Adelbert befestigte sich dasselbe unter den Armen, und wurde dann glücklich heraufgezogen, und nach ihm auf eben die Weise auch William. Unaussprechlich war das Gefühl der Freude und des Dankes der Geretteten, — unaussprechlich die Rührung, mit welcher sie sich in die

Arme fielen, den Bund ihrer Freundschaft erneuerten, und Gott für ihre Rettung dankten.

Da trat ein schöner, junger Jäger aus der Menge der mit Freude und Rührung zusehenden Landleute hervor, umarmte William, und sagte zärtlich: Kennst du mich noch, Lieber? — Es war Albert Storn; er hatte beide im Flusse rufen hören, war hingerannt, hatte mit Schrecken seinen William erkannt und seinen Namen ausgerufen, und war dann in das Dorf gelaufen, und hatte die rettenden Bauern geholt. — William hatte keine Worte, ihm zu danken; nur Thränen und ein Händedruck zeigten dem Edeln seines Freundes Rührung und Dank; erst später kam dann die Frage: Aber, wie kommst du denn hieher? du stehst ja bei dem Forstamt in Frauenfelden, mehrere Tagereisen von hier?

Danke dem, der alles lenkt, sagte Albert, daß er es auch so lenkte, daß du gerettet

wurdest, und ich dich retten konnte. Unser König jagt im Ramsthal, und wird nächste Woche auch in den hiesigen Forsten jagen; darum wurde ich vorausgeschickt, um dem Forstamt in Lauterbrunnen die Anzeige davon zu machen, und die nöthigen Vorrichtungen zu treffen. Siehe, dieß brachte mich in diese Gegend. — William und Adelbert schieden nun von dem guten Albert und den theilnehmenden, hülfreichen Landleuten, denen sie für ihre Bemühung, so sehr sie sich auch sträubten, einige Gulden in die Hände drückten. Es war schon völlig Nacht, als sie zu Hause ankamen; — sie verschwiegen alles, was ihnen begegnet war, und begaben sich zur Ruhe. Aber sie fanden keine; kein Schlaf, so sehr sie ihn herwünschten und suchten, kam in ihre Augen; die Stille der Nacht begünstigte die Gebilde der regen Phantasie; die Finsterniß machte sie grausiger; sie sahen den ganzen verlebten Nachmittag mit schneidend grellen Farben vor sich,

— sahen den langen Fluß, und hörten ihn rauschen, — hörten, wie sie in ihn hinabstürzten, — sahen ihre Verlassenheit, — fühlten das Schwinden ihrer Kräfte, und das unbeschreibliche innere Weh, sterben zu müssen so jung, so elend! und wie den Ihrigen gewesen wäre, wenn sie die Nachricht von ihrem schrecklichen Tode erhalten hätten; sie sahen ihre Leichname daherschwimmen, die Hände in einander geschlungen; — ein schrecklicher, schrecklicher Anblick!

So hatten sie noch viele grausige Nächte. Die Zeit behauptete zwar ihre Rechte, und die Eindrücke verloren an Stärke und Lebhaftigkeit; aber verschwinden werden sie nie. Sie erzählten den Vorfall dem Verfasser mit Schaudern, und doch sind schon zehn Jahre verflossen, daß er sich ereignete; sie reden gar nicht gern davon, und das Andenken an ihn wird, so lange sie leben, schmerzlich mit ihnen fortleben.

Wer sollte sich nicht freuen, — wer nicht des Lebens Reize pflücken dürfen? und doch haben ja die Rosen die meisten Dornen, — umgiebt ja das liebliche Vergißmeinnicht Sumpf und Moor, — vertheidiget den süßen Honig ein giftiger Stachel. Wo Freude ist, glaubt man gar so gerne, daß nur Freude sie umringe; man ist so fern von dem Glauben, daß die schöne Quelle, die unter gesunden, lieblichen Kräutern hervorrauscht, in ihrem weitern Laufe Nesseln und den Knollen des giftigen Wasserschierlings nähre. Hier also, o Jüngling! ist die verborgene, und darum desto gefährlichere, Klippe deines Glücks, und du wirst ihr entgehen durch das Anerkennen der Wahrheit, daß auch die Freude in ihrem schäumenden Pokale schädliche Hefen absetzen könne. Alles also, was du thust, das thue klüglich, und bedenke den Ausgang. Adelbert that dieß nicht; und, wie schauderhaft waren die Folgen für ihn und den edeln William, welchen er in sein Unglück mit hineinriß! denn das Unglück hat es wie die Feuersbrünste: selten brennt blos das Haus des Leichtsinnigen allein nieder, welcher Feuer und Licht vernachläßigte, sondern die knisternde Flamme ergreift auch die Wohnungen der Nachbarn, und stürzt sie in Schutt und Graus zusammen!

Die Fischerfamilie im Walde,

oder:

Die geächteten Kinder des Ritters Heinrich auf Ilmenstein.

Kunigunde hatte ihrem Gemahl fünf Söhne geboren, wacker und brav, wie er, der hochgeachtetste Ritter der Gegend, der reiche Heinrich auf Ilmenstein. Mit ihnen kriegte er tapfer und treu für seinen gnädigen Kaiser und Herrn. Aber der schreckliche Kunz von Wildeck und die übrigen Feinde seines Hauses brachten ihn in den Verdacht des Hochverraths; er fiel durch das Schwert der heimlichen Vehm; die Acht und Aber-Acht

raubte seinen Kindern das väterliche Erbe, und setzte sie selbst den Verfolgungen des heimlichen Gerichtes aus. Da starb Frau Kunigunde aus Kummer wegen dem gränzenlosen Unglück, das ihr Haus betroffen hatte; denn außer dem Tod ihres Mannes schlug sie tödtlich die Nachricht darnieder, daß drei ihrer Söhne meuchelmörderisch umgekommen seien. Agnes, ihre schöne, fromme Tochter, und ihre Söhne, Walter und Arnold, irrten unstät und flüchtig umher, in armer Kleidung, um nicht entdeckt zu werden. Eben waren die drei Unglücklichen unten an der Burg, unkenntlich gemacht im Gesicht durch den Saft eines Krautes, das sie von Zigeunern kennen gelernt hatten, im übrigen Aeußern durch Bettleranzug, und forschten, ob sie nicht erfahren könnten, wie es ihrer Mutter gienge, welche in den Händen ihrer Feinde war. Da läutete früh um sechs Uhr das Glöcklein von der Burgkapelle, und die Landleute, die vorübergiengen, beteten

und sagten: Nun hat sie endlich ausgelitten, die gute Frau! Gott verleih' ihr eine fröhliche Urstätt'! Und die armen Waisen hörten es, und durften nicht weinen; ein unendlicher Schmerz durchdrang, wie ein zweischneidiges Schwert, ihre Seele; sie wankten fort, und giengen weit weg von Städten und Dörfern und allen Wohnungen der Menschen.

Da klimmten sie eben eine waldigte, steile Berghöhe hinauf, und setzten sich oben auf das lange, glatte Gras, jedes schweigend vor sich hinsehend, und sein Elend bedenkend. Sie waren sehr hungrig, und suchten die Brodbrocken zusammen, welche sie nur noch sparsam in ihren Säcken fanden, und verzehrten sie in stillem Schmerz. Agnes trocknete abgewandt die Augen, daß die Brüder ihre Thränen nicht sehen sollten; der schreckliche Gedanke: Nun müssen wir verhungern; unser Vorrath ist zu Ende, und neuen zu sammeln ist gefährlich, — setzte sie in stumme

Verzweiflung. Jetzt brach Arnold das Stillschweigen, und sagte, die Thränen seiner Schwester sehend und verstehend: Wir werden nicht verhungern; Gott wird für uns sorgen. Und alle huben die Augen auf zu dem Himmel, wo der wohnt, der für Alle sorgt. Da sahen sie einen Weihen mit weißen Fittigen herabfliegen, mit abgebrochenem, durchdringendem Geschrei. — Gewiß, auch den hungert, wie uns, sprach Walter; und kaum hatte er die Worte ausgesprochen, da schwebte der Vogel über dem krummen Bache, der zu ihren Füßen langsam hinfloß, und flatterte nach wenig Augenblicken, mit einem schönen, großen Fisch im Schnabel, wieder herauf. Die Geächteten machten unwillkührlich ein Geräusch; darüber erschrak der Vogel, der nahe an ihnen vorbeiflog, und ließ den Fisch fallen. Munter schlug die Forelle auf dem Boden hin und her. Da sprang Walter auf sie zu, tödtete sie, und bald war aus dürren Reisern, die

Gez. v. J. Volbz — Gest. v. J. C. Gerstmayr

Wir werden nicht verhungern: Gott wird für uns sorgen.

Arnold sammelte, ein Feuer bereitet; Agnes richtete die Forelle zu, und alle drei hatten nun ein herrliches Mahl. Mit Freudenthränen blickten sie auf zu Dem, der so schnell für sie gesorgt hatte, und sprachen dann mit Einem Munde: Wir wollen Fischer werden.

Nun zogen sie fort, weit aus der nördlichen Gegend Deutschlands, wo sie herstammten, nach Süden, um desto eher unentdeckt zu bleiben. Dort suchten sie, weit von Städten oder mächtigen Burgen, entfernte Wälder, weniger den einfachen Landmann scheuend, der, unbekümmert um die Ereignisse der größern und verderbtern Welt, den Fremdlingen nicht nachfragte: wer und woher seid ihr? So ließen sie sich denn nieder an einem Waldbache, der, bald breit, bald schmal, lange Tannenforste durchschlängelte. Hier bauten sie eine Hütte von kräftigen, dicht aneinander gedrängten Stämmen; auf gleiche Weise bildeten sie das Dach,

das sie, damit der Regen besser ablaufen könne, noch mit den breiten Rinden hoher vom Sturm entwurzelter Bäume bedeckten, die Agnes abschälen mußte. Darneben war auf einer Erhöhung von Erde der Feuerheerd, und ein dichtes Geflecht von Tannenzweigen, mit Thon durchworfen, umgab ihn, die Flamme vor den Winden sichernd. Die beiden niedern Dächer aber umsäuselten breit, und schützend vor Stromregen und Schneelasten, die Aeste einer mächtigen, himmelanragenden Tanne. Hier lebten die drei Geschwister zufrieden und sicher; denn sie konnten beinahe gewiß versichert seyn, nicht aufgespürt zu werden, und hatten doch ihren täglichen Unterhalt; Agnes war die Köchinn, — die Brüder fischten.

Aber theils Zufall, theils Nachdenken führte die Genügsamen immer weiter. So hatte einst Agnes das Netz ihrer Brüder ausgespannt, und trocknete es an der Mittagssonne; sie selbst saß in der Hütte, und

arbeitete. Auf einmal hörte sie etwas fallen und ein Vogelgeschrey, und gieng hinaus. Da sah sie das Netz umgeschlagen, und unter ihm mehrere niedliche Vögel. Es waren Krammetsvögel, welche die an der Hütte reifenden Beeren hingelockt, und ihnen nun aber auch die Freiheit geraubt hatten. Agnes wußte, daß diese in der Herbstzeit nach dem warmen Wälschland ziehenden Vögel von vermöglichen Leuten als niedliche Bissen gerne gekauft werden, — und recht gerne tauschte die Haushälterinn des geistlichen Herrn im nahen Dorfe sie von Brunehild — so nannte sich Agnes, indem sie es seit der Aechtung klüglich fand, mit ihren Brüdern die Namen zu ändern — gegen Flachs ein, mit der Bitte, ihr dergleichen eßbare Vögel immerhin gegen baare Bezahlung oder tauschweise zu bringen.

Ein andermal, als sie in dem Dorfe Fischangeln bei einem Manne abholte, der ihr diese und schon manches andere Nöthige aus

der Stadt mitgenommen hatte, fand sie den guten Alten, wimmernd vor Schmerz, auf dem Bette liegend, und seine Familie weinte und klagte um ihn her. Da gieng sie schnell nach Hause zurück, holte eine von den Wurzeln, welche sie auf einer Waldwiese gegraben und gedörrt hatte, schabte, als sie zu dem Kranken kam, etwas herab, und gab ihm dieses, mit Wein vermischt, zu trinken. Schnell endeten auf dieses seine Schmerzen, und Kurt gieng, so wohl, als ob ihm nie etwas gefehlt hätte, in seiner Stube hin und her. Die Nachricht von dieser schnellen Kur, oder Wunderkur, wie man sie hieß, verbreitete sich von Haus zu Haus, und bald auch in die benachbarten Dörfer, und wenn einem etwas fehlte, hieß es stets von jedem um Rath Gefragten: Geht nur zu der Fischerinn im Walde, die versteht sich auf alle Wurzeln und Kräuter, und kann Salben, Oele und Säfte machen gegen alle Uebel. Dadurch

bekam Agnes einen zwar immer bessern Verdienst, aber auch einen größern Ruf, als ihr lieb war; denn sie hielt es in ihrer und ihrer Brüder Lage klüglich für besser, verborgen als bekannt zu seyn.

Walter und Arnold, oder Waldemar und Wunibald, wie sie sich jetzt nannten, wollten aber nicht hinter ihrer sinnigen Schwester, welche so sehr suchte, ihren Brüdern ihr armes, beschränktes Leben immer angenehmer zu machen, zurückbleiben, und stellten, wenn sie nicht auf die Fische ihres Baches lauerten, den Vögeln in der Luft und dem Wilde in dem Walde nach. Kräftig war ihr Arm, — geschickt den Bogen zu führen ihre Hand, — scharf ihr Auge, und unbesiegbar ihre Geduld und ihr Muth. Wenn der Winter mit seinem Schnee die Gefilde bedeckte, und mit seinem Frost das Erdreich verschloß, dann giengen sie, wenn ein neuer Schnee gefallen war, den Spuren der dickbepelzten

Marder, Iltise und Füchse nach, oder erlegten den hungrigen Hasen, der, durch die stille Dämmerung ermuthigt, nach dem jungen Anflug schlich, um sich an der zarten Rinde zu sättigen, und waren nie auf ihren Burgen, Turnieren und den stattlichsten Gelagen so vergnügt gewesen, als wie sie in dem zweiten Winter ihrer Schwester — die mit himmlischer Geduld, Dahingebung und Stille ihre Lage ertrug, und oft, die Sanfte! ihre Brüder aufrichtete und tröstete — eine Auswahl der schönsten, dunkelsten, glänzendsten Marderfelle zu einem warmen Winterkleide überreichen konnten.

So waren Jagd, Fischerei, Vogelfang und Kuren die Mittel, wodurch sich die drei Geschwister ihren Unterhalt sicherten, ja wohl gar etwas erübrigen und auf die Seite legen konnten für unvorhergesehene Fälle, wie sie *sagten*, eigentlich aber für eine Reise in ihr Vaterland, wie sie *dachten*; denn sie meinten, nach einigen Jahren würden sie

dort ganz vergessen seyn, und im Nothfall könnten sie sich ja durch jene Farbe wieder unkenntlich machen. Was sie dort thun wollten, darüber konnten sie sich selbst keine befriedigende Antwort geben, — genug, sie wollten dort seyn, um wenigstens ihre theure Heimath in ihrem Leben noch einmal zu sehen.

So hatten die lieben Drei schon lange im Walde gelebt; da war der Tag Heinrich gekommen; — doppelt wichtig für sie, — denn an diesem Tage hatten sie vor sechs Jahren begonnen, sich hier anzubauen, — und zugleich trug ja der Tag den Namen ihres unglücklichen, geliebten Vaters. Es war ein brennend heißer Sommertag, und Agnes saß auf der Bank vor der Hütte gegen Sonnenaufgang, und aß aus einem großen Huflattigblatte heraus Erdbeeren. Da kam Walter, mit dem Bogen und einem blutigen Pfeil in der einen Hand, in der

andern einen Hasen tragend. Hier, Schwester! sagte er, bringe ich dir einen zarten, fetten Rammler; ich beobachtete ihn schon einige Tage, wenn er mit der Abendröthe von seiner Weide in den Wald zurücktrabte; wie er aus dem langen Schatten wieder hervorkam, kam er mir geschickt in den Schuß; — bereite ihn; es ist heute ein doppelt wichtiger Tag. Ist Arnold noch nicht zurück?

Eben kommt er dort an dem grünen, hochufrigten Bache herauf, sprach diese, und bald stand Arnold vor ihnen, einen mächtigen Hecht an einem um die Kiemen gewundenen Weidenreis haltend. Drei Abende lauerte ich schon, sagte er, auf diesen Fischdieb, der, so oft ich kam, unbeweglich in der Mitte des Baches stand, da, wo er dort unten einen Kessel bildet. Ich hielt es immer für eine Kleinigkeit, ihn mit meinem langen Speere zu spießen, — aber wenn ich den Arm aufhub, verschwand das Thier in die Tiefe, und erst heute war ich so glücklich,

weil er, auf die Weißlinge erpicht, die ihm immer vor der Nase herumschwammen, mich nicht bemerken mochte; — bereite ihn, Schwester! denn der heutige Tag ist uns ein Festtag.

Agnes lächelte, und sagte: Ist's doch, als ob ihr mich beschämen wolltet; ihr bringt alles, was ihr bekommen konntet, herbei, daß, wie billig, der heutige Tag gefeiert werde, und ich sollte mich von euch übertreffen lassen, — sollte nichts bringen? Nein! gleich ist unser Schicksal, — gleich sey auch unser Mitwirken zur Freude, wie unser gemeinschaftliches Tragen im Leid; und sie gieng in die Hütte, und nahm vom Gesimse das neue, weiße, niedliche Körbchen, das ihr der dankbare Kurt aus der Stadt gebracht hatte, flog schnell, wie ein Reh, davon in das Gebüsch, unfern der Hütte, kam bald wieder zurück, das Körbchen auf grünen Blättern vollgefüllt mit großen, lachenden Erdbeeren und duftenden Himbeeren, und bereitete hierauf das Abendessen.

In einer Stimmung, gemischt aus Vergnügen und Ernst, setzten sich die Geschwister hin, und verzehrten den fetten, weißfleischigten Hecht und den saftigten, lieblich duftenden Ziemer des Hasen, und gedachten andächtig der Vorsehung, welche sie so liebevoll geführt und nie verlassen hatte in ihrem Elend, — sie vor ihren Feinden schützte, und nicht zittern lassen durfte vor der Zukunft. Da sank die Nacht vom Himmel: die weißen Streifwolken, welche die untergehende Sonne vergoldet hatte, erblaßten immer merklicher; ein kühler Abendwind wehte, und auf dem Grün der Waldwiese schwamm ein leichter, weißer Nebel; die Sterne erschienen erst einzeln, dann in strahlenden Gruppen am reinen, hehren Firmament, und aus der Hütte flimmerte das Licht der Lampe in die Stille des weiten, wilden Gebüsches hinaus. Agnes bereitete nun die Lager von Fellen in dem Hintergrunde der Hütte, und sah dann in die

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. C. Gerstmayr.

Herein trat ein Pilger, in schwarzer, grober Kutte, –

Nacht zu der glänzenden Halbscheibe des Mondes und den schimmernden Sternen hinauf.

Da vernahm sie erstaunt Fußtritte, welche sich der Hütte immer mehr näherten. Ein kleiner Schauder überlief sie; denn noch nie hatte sie um diese Zeit in dieser Wildniß menschliche Fußtritte gehört, — und sie dachte sich Räuber und Mörder. Die Brüder hörten bald gleichfalls den der Hütte sich nahenden Gang, fuhren auf, und ergriffen ihre kurzen, breiten Schwerter. Man pochte stark an der Thüre; der Eichenriegel wurde fortgeschoben, und herein trat ein Pilger in schwarzer, grober Kutte, — eine lange, hagere Gestalt; betend schlug er seine Hände um den Pilgerstab, neigte sich demüthig, und sprach mit bebender Stimme: Wer ihr auch seid, ihr Waldbewohner! ihr seid doch Menschen; darum erbarmt, erbarmt euch meiner! stoßt mich nicht hinaus aus eurer Hütte! meine Kräfte haben mich verlassen; ich kann

nicht mehr weiter! O, nicht viel ist's, was ich verlange; nur eine Lagerstätte hier auf dem bloßen, harten Boden eurer Hütte, bedeckt von ihrem Dache, damit ich nicht wieder auf nassem Grase schlafen dürfe, und mich von Oben des Himmels kalter Thau befeuchte, — und dann einen Trunk Wasser und einen Bissen harten Brodes, das ihr selber nicht mehr essen, sondern nur dem wilden Gevögel oder dem Thiere des Waldes vorwerfen würdet. Nur tödtet mich nicht! o tödtet mich nicht! ihr jungen Männer! — fuhr er noch wehmüthiger fort, auf die breiten Schwerter blickend, — untersucht mich, — nehmt mir immerhin alles, was euch gefällt; nur laßt mich nicht in meinen Sünden dahinsterben, die noch wie die Qualen der Hölle über mir lasten, und die ich noch abbüßen möchte in Rom und am heiligen Grabe.

Arnold und Walter wurden tief gerührt, legten schnell die Schwerter weg, nahmen

den Alten unter den Armen, und setzten ihn in die Ecke auf die Bank; die sanfte Agnes wischte sich eine Thräne vom Auge, nahte sich mitleidig, und holte dann die Ueberbleibsel des Wildprets, Brod, Erdbeeren und frisches Wasser in einem ausgehöhlten und ausgepichten, als Krug dienenden, Hollunderstrunke.

Mit zitternder Begierde langte der Pilger nach den Erdbeeren, um allmählig seinen brennenden Durst zu stillen; denn seine Lippen waren dürr, — sein Mund ausgetrocknet bis auf die letzte Feuchtigkeit. Dann erst aß er etwas Brod, trank aus dem Hollunderkruge, und aß von dem saftigten Wildpret, das ihm die gute Agnes vorschnitt. Eine dumpfe Stille herrschte in der Hütte; der Alte sprach, aus Begierde, seinen marternden Hunger und Durst zu stillen, kein Wort; auch Arnold und Walter schwiegen, und sahen ihren Gast mit Mitleiden und Neugierde an. Aber während dem Essen selbst

wurde der Pilger immer stiller und stiller, und schlief allmählig ruhig ein. Da bereiteten die Brüder sich still ihr Lager auf dem Boden, — faßten, nach ihrer Gewohnheit, das Moos mit den Händen, und lockerten es auf, daß es hoch und weich wurde, — deckten dann Felle darüber, und trugen den Pilger sachte, daß er nicht aus dem Schlaf käme, darauf, und dann giengen die guten Bewohner der Hütte auch zur Ruhe.

Sie hatten noch nicht lange geschlafen, als Agnes, durch ein schmerzvolles Aechzen des Pilgers geweckt, auffuhr, und ihre Brüder weckte. Der Pilger phantasirte wild im Traum; auf einmal erwachte er, und rief: Wo bin ich? — auf Ilmenstein? — Nein, ich bin nicht auf Ilmenstein! da läge ich ja auf weichem Federpfuhl, — aber unter mir fühlt sich's wie harte Felle. Doch, hier ist besser ruhen, als auf Ilmenstein! ich kehre erlöst — — Jetzt richtete er sich auf, stumm, als ob ein plötzlicher, gewaltiger

Schrecken seine Zunge lähmte; dann zitterte er und weinte, und rief wimmernd: O Täuschung! schreckliche Täuschung! Ach Gott! — ich kehre ja nicht zurück, von Sünden befreit, aus Rom und Jerusalem! Ich will erst hin, und werde, ich fühle es, die heiligen Oerter nicht erreichen, — werde dahinsterben, verflucht von den Menschen, gedrückt und unbefreit von der Höllenlast meiner Verbrechen! — Heinrich! Heinrich! wie rächt sich der Mord, den ich an dir und den Deinen begieng! Wie wirst du da stehen mit deinem flammenden Auge an des ewigen Rächers Seite dort oben im Himmel, und mich anklagen auf meiner Seele ewigen Tod! Wie zernichtet werde ich dann da stehen vor dir und dem Ewigen, und verflucht seyn mit dem grausesten Fluche, den das erzürnte Weltgericht sprechen kann!! — — O, daß ihr versöhnt wäret, ihr Schatten der Ermordeten! schon durch die Größe meines zeitlichen Unglücks! o gewiß, der Thränen

der Reue, der Verzweiflung, des Schmerzens flossen schon genug, um auszulöschen jeden Tropfen des von mir vergossenen Blutes! — Und nun noch die Strafe der heimlichen Vehm, Aechtung, der Tod meiner Kinder, meines Weibes, durch das Gift ihres eigenen Bruders! — — Und ermattet sank der Pilger zurück auf sein Lager, faltete die Hände, konnte nicht mehr reden, bewegte bloß betend die Lippen, und lag da, wie zernichtet von den Höllenqualen seines Innern.

Wer malt das Erstaunen von Ritter Heinrichs Kindern, als sie unter dem von ihnen so freundschaftlich aufgenommenen, verpflegten und beherbergten Pilger den Schöpfer ihres Unglücks, den Mörder ihres Vaters, ihrer Mutter, ihrer Geschwister, den wilden Kunz von Wildeck erkennen mußten! — Agnes nahte sich seinem Lager mit Zittern und Mitleid, — Walter und Arnold in einer etwas zweideutigen Stimmung.

Die Gräuelthaten, die Kunz an ihren Eltern, Geschwistern und ihnen begangen hatte, erzürnten sie, und die Größe seiner Verbrechen wollte das Mitleid überwältigen, das gegen den reuigen Sünder ihr Herz einnehmen wollte. Fürchterlich schnell wallte das Blut durch ihre Adern; ihre Augen glühten; sie ergriffen die Schwerter, und traten stumm, und unschlüssig, was sie thun wollten, vor das Lager des Klagenden.

Der Pilger hatte wieder die Augen geöffnet, und athmete tief und schwer, als Arnold sich zu ihm beugte, und mit fester, erschütternder Stimme sagte: Pilger! wir kennen euch: Ihr seid Ritter Kunz von Wildeck! habt unsern Vater, unsere Mutter, unsere Brüder ermordet, und uns Drei in's Elend hinausgejagt. Aber das Schicksal hat vergolten; ihr seid geächtet, und euer Blut klebt nicht an unserer Seele, wenn wir uns an euch rächen.

Wie aus einem schrecklichen Schlafe erwachend, fuhr Kunz auf, mit einem Schrei des Entsetzens; aber er konnte sich nicht aufrecht erhalten, konnte den Anblick der drei Geschwister nicht ertragen, — er sank wieder hin, legte sich auf die Seite, drückte die Augen mit den Händen fest zu, und raste, als wie im Fieber: O, fort! fort! ihr schrecklichen Gestalten! o du, letzter, aber bitterster Tropfen in dem Kelche meines Unglücks! wie ein brennendes Gift schleichst du durch meine Adern! Ja, ich fühle, ich fühle es, meine Stunde ist gekommen! Heinrichs und Kunigundens und ihrer Kinder blutige Schatten winken mir hinauf zu Gottes Richterstuhl, und dann verdammt zur Hölle!! — Und doch, doch wage ich zu hoffen, daß Du, Ewiger! mir noch vergeben, wenigstens mildern würdest die Strafe meiner Vergehen, wenn die mir vergeben, die mich hier umringen! Aber, ich weiß es, die Rache ist süß, und meine Beleidigungen

gegen sie sind zu groß! Heinrichs Söhne werden mir nicht vergeben!

Erschöpft schwieg er; ein furchtbarer Anblick jedem noch sichern, noch ungestraften Verbrecher, lag er auf seinem Lager; es war, als ob er sich zum nahen Tode vorbereite. Aber, sein Tod war nicht beschlossen; die sanfte Agnes kannte keine Rache, und Heinrichs edle Söhne hatte der trübe Seelenzustand ihres Feindes entwaffnet. — Rechnet immerhin auf unsere Verzeihung! Vetter Kunz! riefen ihm alle drei mit Einer Stimme zu; groß sind eure Verbrechen! aber ihr habt genug gebüßt! Gott schenke euch eine friedliche Ruhe und ein ewiges Leben! Und solltet ihr nicht mehr weiter können, so seid unserer freundlichen Beherbergung und guten Pflege gewiß.

Jetzt öffnete Kunz wieder seine Augen; stiller Friede goß sich über sein blasses Gesicht aus; er war beruhigt; die hohen Tugenden, welche in dieser Hütte wohnten, hatten ihn

sich selbst wiedergegeben, und er streckte seine Hände aus, als wolle er die seiner Wohlthäter fassen, und ihnen danken. Die Stimme aber kam nicht wieder; mit Mühe zog er seine linke Hand zurück, und legte sie an die rechte Seite, sah die um sein Lager stehenden mit den erlöschenden Augen innig an, und bewegte seine Lippen, als wolle er etwas dazu sagen; aber es war ihm unmöglich; die Augenlieder schlossen sich, — die Lippen standen stille, — große Schweißtropfen drängten sich an der Stirne hervor, — sein Haupt sank ihm auf die Seite, und — er starb.

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als der reiche Ritter Kunz von Wildeck auf dem Mooslager in der Hütte derer starb, welche er in das äußerste Unglück gestürzt hatte. Sie aber hatten ihn beherbergt, und ihm freundliche Wartung versprochen, wenn er bei ihnen bleiben müßte, und knieten still und andächtig zu seinen Füßen in seinen

letzten Augenblicken, und beteten zu Gott für seine Seele. Am Abend begruben sie ihn am Saum des Hochwaldes; vorher aber untersuchten sie noch seine Kutte, — denn sie muthmaßten, daß er mit seinem bedeutenden starren Hinsehen auf sie, dem Bewegen seiner Lippen und dem mühsamen Hinaufziehen und Hinbewegen seiner linken Hand an die rechte Seite, vielleicht habe anzeigen wollen, daß dort etwas Wichtiges verborgen sey. Und sie fanden auch hier, sorgsam eingepackt, mancherlei Briefe, und der erste, den sie aufmachten, war — schmerzlicher und doch freudiger Fund! — ein Brief von ihrem lieben Vater, den Kunz unterschlagen, und mit geübter Hand einen andern nachgemacht hatte, welchen er, statt jenem, abgesandt, und durch einen ganz entgegengesetzten Inhalt zuerst ihren Vater verdächtig gemacht, und den Grund zu dem Unglück ihres ganzen Hauses gelegt hatte; die übrigen Briefe

entdeckten das ganze Gewebe der verübten Abscheulichkeiten, und beurkundeten zugleich die Unschuld ihres Vaters und Kunzens Verrätherei; ein beigelegtes Mandat aber war ihnen vorzüglich wichtig und erfreulich, — denn es enthielt die kaiserliche Aufhebung der Acht gegen die etwa noch übrigen Zweige vom Hause Ilmenstein. Freudenthränen weinten die Guten, als sie dieses lasen, — und, zurückzukehren in ihre Heimath, war nun von ihnen einmüthig mit Jubel beschlossen, um so mehr, da die gefundenen Briefschaften sie gegründet hoffen ließen, alle ihre verlornen Güter wieder zu erlangen.

Rächet euch selbst nicht, meine Lieben! — O wie schön übten diese erhabene Lehre die edeln Ilmensteiner aus! — — Nicht das wirkliche Bedürfniß, sondern nur Verwöhnung fordert so viel, als der Mensch gewöhnlich fordert. Die Ilmensteiner lebten doch, ohne im Besitz ihrer Burgen und großen Güter zu seyn. Für den Menschen sorgt Gott immer; daß er aber für den

Weichling als Weichling, für den Verschwender als Verschwender, für den Geitzigen als Geitzigen sorgen soll, — wer möchte denn das fordern?! Und doch fordert es die ordinäre Menschheit; sie möchte Gott gleichsam sogar den Küchenzettel und die Garderobe vorschreiben. Was Wunder also, daß es so viele Millionen Unzufriedene giebt! daß mehr Klagen als Jubel zum Himmel hinauf tönen! Noch einmal sey es gesagt: Für den Menschen sorgt Gott immer, — auch wenn wir es oft nicht einsehen, wie er es anfangen will; denn:

Weg hat er aller Wegen;
an Mitteln fehlt's ihm nicht!

Jeremias Schnapp
und
Georg Zeisig.

Jeremias Schnapp war einer von den dreitausend Bewohnern einer kleinen Provinzialstadt, und in vielem eben so eigen, als sein Name. Schon sein Aeußeres war auffallend. Er war ein kleines, dürres Männlein, schon weit in den Sechzigen, litt immer an den Augen, die klein und roth tief im Kopfe lagen, und wenn er einen Gegenstand, welcher ihn besonders interessirte, (der vorzüglichste war das liebe Geld) genau besehen

wollte, drückte er sie vorher fest zu, oder wischte sie mit einem weißen Tüchlein. Sein sparsames schwarzes und graues Haar trug er von vorn gegen hinten recht fest und glatt an den Kopf gestrichen, und dann im Genick in ein dünnes, krummes Zöpfchen vereinigt. Der Hut war im zweiten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts noch eben derselbe und so aufgestülpt, wie an seiner Hochzeit im Jahr 1771, wo er als Ehrenhut auf seinem Kopfe prangte. Die Kleidung war: Schwarze Strümpfe, und auf den Schuhen kleine, viereckigte Schnallen; Beinkleider, Weste und Rock waren von einerlei Zeug, den man in einem neuen Musterbuche vergeblich suchen würde. In der einen seiner großen Westentaschen hatte er seine Brille, in der andern ein silbernes, innen vergoldetes Tabaksdöschen; — in der Hand trug er ein hohes, spanisches Rohr, mit einem silbernen Knopfe.

So ausstaffirt war der Ehrenmann am Sonntage, wenn er Morgens in die Kirche gieng, und Nachmittags seine Herren Vettern und Frau Basen besuchte, oder einen kleinen Spatziergang um die kleine Stadt herum machte. Herr Schnapp war Wittwer; seine Frau war ihm im zwanzigsten Jahre ihrer Verbindung gestorben, und seit ihrem Tode führte dessen Schwägerinn, die auch nicht mehr junge Wittwe Zeisig, die Haushaltung. Diese hatte ihren Sohn, einen Knaben von zwölf Jahren, bei sich. Georg, so hieß dieser, war, als ob die Schnappische Familie nun einmal etwas Eigenes haben sollte, auch ziemlich eigen, und wenn man den kleinen, dicken, wie ein Laubfrosch herumhüpfenden Buben sah, mußte man lachen. Er bildete sich auf sein Aeußerliches und Innerliches gar viel ein, obgleich man ihm, da er im Gesicht so dicht mit braunen Sommersprossen bedeckt war, als ein Perlhuhn mit weißen Punkten, gar nicht viel Schönheit

ansehen konnte, und seine Talente bloß darinn bestanden, daß er ein sehr verschmitzter Junge war. Sein feuerrothes Haar wand sich, wie angegossen, um seinen runden Kopf, und hieng ihm, wie einem amerikanischen Bison, tief in die Augen, und er meinte, so sey es schön.

Herr Schnapp senior, Georgs O..kel, war ein Krämer, und besaß einen Laden, so groß, daß sich drei Menschen, die etwa in demselben zu thun hatten, schon gewaltig im Weg umgiengen, was freilich nicht oft der Fall war, indem der Eigenthümer, aus Argwohn, daß man ihn hinter seinem Rücken bestehlen könne, — welches wirklich nicht schwer war, indem ein Dieb mit einer langen Hand, in der Mitte stehend, die Schubladen und Gestelle an allen vier Wänden besuchen konnte, — seine Kundschaft durch Hinausbieten auf die Straße bediente, und lieber mit fester Seele die Klagen und das Schimpfen der Leute, wenn sie im

Regen stehen mußten, anhörte; denn das Dach, welches der Großvater gemacht, das aber, aus Respekt vor dem lieben Geld, der Enkel nie hatte ausflicken lassen, war so schadhaft, daß es für nichts, wenigstens nicht für ein Dach, zu rechnen war. Dieser Duodezladen war ausgerüstet: mit mehrern Sorten Rauchtabak, das *Packet zu einem bis* vier Kreutzer im *Preis*, — einigen grün glasirten *Häfen mit* Schnupftabak, als: Tronko, *geriebenen* Rappa und Radika; die Lücken *einiger* Schubladen, welche oben in der Stube das Waarenlager bilden mußten, waren *angefüllt* mit Patronen von ächtem Mandelkaffee, mit Feuerschwamm in Büscheln gebunden, — auch oft mit Schachtelhalm oder Schwefelholz. Den Rest der Schubladen füllten aus: Kleine Düten von einem oder zwei Lothen; auch wohl gar einem halben Vierling gemahlnen Kaffee, der einen eigenthümlichen Geruch von gerösteten

Brodrinden hatte; ferner: Zucker, in ähnliche Qualitäten, wie sein Nachbar den Kaffee, eingetheilt; dann auch Zwetschgen und Stärke. Die andern Schubladen, welche mit den vornehmen Titeln: Feigen, Mandeln, Rosinen, ꝛc. prangten, hatten die Sachen noch nie gesehen, seit Jeremias Schnapp denken konnte, — denn sie waren wahrscheinlich aus ganz unermeßlich weit entfernten Ländern verschrieben, und hatten bei alle dem doch noch schon mehrere Mal die Reise um die Welt gemacht, weil sie, so oft man nach ihnen fragte, noch auf dem Wege, — noch nicht angekommen waren.

Dieser Laden nun war die lockende Mausefalle für den verschmitzten Georg, der die Zwetschgen zu plündern, oder ein Päckchen Mohrentabak wegzukapern oft, aber meist vergeblich, versuchte; denn der Herr Onkel hatte ein zu scharfes Auge auf ihn. Weil er daher auf die ordinäre Weise nicht

durchdringen konnte, versuchte er durch extra gute Stückchen von List seinen Zweck zu erreichen, und schon der Anfang gieng sehr gut.

Einst — es war ein Sonnabend, und auf den darauf folgenden Sonntag fiel Herrn Jeremias Schnapp's Geburtstag — machte Georgs Mutter einen Kranz von mürbem, gutem Butterteig, reichlich mit Rosinen und kleinen Weinbeeren durchmengt, und oben mit süßen Krachmandeln bespickt und geziert. Es hatte viele Mühe gekostet, ihn zu machen, ohne entdeckt zu werden; noch mehr Mühe aber kostete es, ihn vor dem, alle Winkel des Hauses ausspähenden, Schwager zu verbergen.

Da kam Georg seiner um Rath nachsinnenden Mutter zu Hülfe, und sagte, schon freudig den Plan zu seiner List bei sich entwerfend: Mutter! ich weiß etwas: Ihr beredet den Vetter, daß er heute Abends bald Feierabend macht, (denn Schnapp trieb

pag. 147.

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. C. Gerstmayr.

Georg warf die Katze in den Laden hinein.

neben seiner Krämerei auch das Säcklerhandwerk) und ein wenig um die Stadt geht, — und das thut er gewiß, denn er ist bei guter Laune, weil ihm der alte Maurer Matz, von dem er nie glaubte, nur einen Kreutzer zu bekommen, die sechs Gulden bezahlt hat. Da habt also ihr allein den Schlüssel zum Laden, und könnt den Kranz in ihm verstecken.

Die Mutter hörte mit Wohlgefallen die Rede ihres weisen Sohnes an, — brachte den alten Schnapp, mit der Vorstellung eines gar so schönen Abends, zur Thüre hinaus, — versorgte das Geburtstagsgeschenk in dem Laden, und gieng dann ihren andern häuslichen Geschäften nach.

Darauf hatte Georg gewartet, zog die Katze am Schwanz unter dem Ofen hervor, gieng mit ihr auf die Straße, und warf sie von dort in den Laden hinein. Kaum war das erschrockene Thier drinnen, da schnellte

es an der Ladenglocke, daß die Mutter vom hintersten Winkel hervor an das Fenster sprang und hinunter rief, was es denn gäbe. Ach, Mutter! Mutter! rief Georg in größtem Eifer hinauf, die Katze ist in den Laden gekommen! sie frißt euern Kranz! — Um's Himmels willen! um's Himmels willen! schrie diese voller Bestürzung, so steig doch hinein, lieber Georg! und wirf sie hinaus! denn bis ich hinunter käme, könnte die Bestie alles gefressen haben! Flugs war Georg drinnen, die Katze, welche den Kranz gar nicht angerührt hatte, draußen, und ihr folgte auch sogleich Georg, mit etlichen Handvoll Zwetschgen und ein paar Päckchen Mohrentabak in den Taschen.

So war also die erste Hauptthat, welche die Einleitung in Georgs künftiges Leben machte, gethan; denn er gefiel sich nun selbst in Erfindungen, welche ihm den Nutzen verschafften, seine Begierden zu befriedigen, und, leider! trat ein Umstand ein, welcher ihn noch mehr bestärkte.

Als er nämlich seine Zwetschgen verzehrt hatte, gieng er auf den Markt, vertauschte dort an den großen Hans — so nannte man einen Obstverkäufer — seine zwei Päckchen Mohrentabak an Aepfel, und machte dann, um sie recht bequem verzehren zu können, einen Spatziergang um die Stadt herum. Eben nagte er an einem, und sah einem Haufen Staaren nach, welche über ihm weg-flogen, als er mit Schrecken nahe an sich seinen Vetter erblickte, welcher etwas in beiden Händen trug, und, neben seinem Nachbar, dem saubern Georg entgegen kam. Ei! sagte der Vetter, als er ihn erblickte, du kommst mir eben recht; da habe ich vom Herrn Nachbar da eine Parthie Knoblauch (auch dieser gab um die Zeit der Hammels-braten einen Handelsartikel ab) aus seinem Garten mitgenommen, — habe alle Taschen voll, und muß den Rest recht unbequem in den Händen tragen; komm, und laß ihn dir in deine Taschen thun; und hiemit wollte

er nun in eigener Person die Einpakkung beginnen, und machte Georgs untiefe Taschen auf.

Aber, welch ein Anblick für den sparsamen Jeremias! schöne, rothwangigte Aepfel sahen heraus, und füllten die Taschen so gedrängt, daß weiter keine Einquartierung in ihnen möglich war. — Wo hast du die Aepfel her? Schurke! fuhr der Vetter erzürnt den erschrockenen Georg an. Die Antwort war ein stummes auf den Boden Sehen. Dieses Schweigen für Trotz haltend, leerte Schnapp die Taschen von den Aepfeln, und — o neuer Jammer! — ein, zwei, drei, vier Zwetschgen kamen gleichfalls unter die Finger des sondirenden Alten. — Spitzbube! Spitzbube! klang es jetzt im heftigsten Ton, und eine Ohrfeige folgte der andern; dann aber nahm Schnapp den Missethäter bei der Hand, und führte ihn im schnellsten Schritte nach Hause.

Georg verstand sich recht gut darauf, den Ungewittern, die ihn etwa hätten treffen können, vor ihrem Ausbruche zu entgehen. Sobald er daher zu Hause seinem Vetter entwischen konnte, gieng er zu Bette, und die Nachfrage des Alten: Wo ist der Lumpenkerl? erhielt immer von der Frau Schwägerinn die seufzende Antwort: Ach, mein Gott! der Schrecken ist dem armen Buben in den Leib gefahren! er klagt, es sey ihm nicht wohl, — und da ist denn das Bett das beste dafür; — er kann ihn ja morgen strafen; meiner Meinung nach aber wäre er schon bestraft genug.

Der alte Schnapp schwieg, gieng in der Stube auf und ab, und sagte endlich: Aber, ein verdammter Bub ist's doch, so pfiffig, so fein, für den ist mir's nicht bange, der geht nicht zu Grunde. — Ja, das ist wahr! war die gefällige Antwort der Schwägerinn, da hat er vollkommen recht, Herr Schwager! und sollte er, wie ich hoffe, einst sein Geschäft

und seine Handlung bekommen, Herr Vetter Schnapp! so wird er sie gewiß heben, und kann es durch seinen guten Kopf wohl noch bis zu Kutsche und Pferden bringen. — Ja wohl! wenigstens so weit, als der stolze Herr Kummer da drüben, der es wagt, mich niederträchtiger als den elendesten Landkrämer zu behandeln, und *ich bin doch so gut wie er* in der edeln Zunft der Kaufleute eingeschrieben. Wenn ich nur den Menschen noch demüthigen könnte, da ließe ich mich was kosten! — Wer weiß, was geschieht! Herr Schwager! wer weiß! Das ist einmal ausgemacht, aus dem Knaben wird etwas Großes; vor dem werden wir uns beide vielleicht einmal neigen müssen, wie die Garben, die Joseph im Traum vor seiner Garbe sich neigen sah.

Georg, der in der Stubenkammer lag, hatte dieses ihn so rühmende Gespräch mit großer Theilnahme angehört, und der Gedanke: Wie kannst du den stolzen Kaufmann

Kummer demüthigen, um bei Vetter Schnapp wieder zu Gunst und Ehren zu kommen? ließ ihn nicht schlafen, als neben ihm die Mutter und in der Stube Schnapp schon laut schnarchten; und — es kam ihm.

Den andern Tag — es war Sonntag — bekam er von seinem Herrn Onkel den gewöhnlichen Sonntagskreuzer, eilte mit ihm in einen Laden, kaufte sich Pulver, und kehrte damit nach Hause zurück. Es war ein gar schöner, warmer Nachmittag; die ehrsamen Bürger giengen, und wer unter ihnen Equipage hatte, wie Herr Kummer, fuhr spatzieren. Auch Georg erhielt die nachgesuchte Erlaubniß, mit seinen Kameraden vor's Thor zu gehen. Aber heute war es ihm weder um Kameraden, noch um Benützung des schönen Tages zu thun, sondern er gieng blos ganz allein nach dem Hause des Herrn Kummer, setzte sich auf die Bank vor der Hausthüre, und pfiff vor sich hin auf seiner Maisenpfeife.

Schnell war Fritzchen, Herrn Kummers einziges Söhnchen, am Fenster, und sah Gaß auf, Gaß ab, wo die hellockenden Töne wohl herkommen möchten. Bald erblickte er Georgen, und war natürlich gleich bei ihm unten. Georg pfiff wieder, und zwar so lange, bis dem lüsternen Fritzchen das Wasser nach der allerliebsten Pfeife in den Mund kam.

Fritzchen. Ist dir die Pfeife nicht feil?

Georg. Nein.

Fritzchen. Ich gebe dir einen Groschen um sie.

Georg. Einen Groschen? Mit der Pfeife kann ich ja alle Tage hundert Maisen in meinen Schlag locken; ich wäre ein Narr, wenn ich sie verkaufen würde.

Fritzchen wurde nun immer lüsterner nach ihr, wegen dem Maisenlocken, und sagte: O zeig' mir's, wie man's macht! — Hier sind ja keine Maisen, sagte Georg lachend, steckte seine Pfeife ein, und that, als wolle

er fortgehen. Fritz aber hielt ihn an der Jacke fest, und bat: Komm doch in meinen Garten! komm doch! dort sind Maisen, — da kannst du mir's denn zeigen, wie man's macht.

Georg willigte ein, und folgte dem voranhüpfenden Fritz durch das Haus in den Hof und den Garten. Hier standen, um das Unansehnliche mehrerer alten, hölzernen Gebäude zu verdecken, mächtige Tannen in einer Reihe, und auf Grasplätzen und in den Gemüsebeeten eine Menge Obstbäume. Georg nahm seine Pfeife, und lockte, und die muntern Maisen antworteten auf allen Seiten. Fritzchen freute sich kindisch, und Georg mußte ihm vom Vogelfang erzählen, was er recht gerne that, um den Knaben immer mehr an sich zu ziehen, und auch den Fischfang mit vorbrachte, so daß sein Zuhörer Maul und Augen aufsperrte, und Georgen so lieb gewann, daß er etliche Mal zu ihm sagte: O wenn du nur immer bei

mir wärest! ich hätte dich so gern; du weißt gar so allerlei!

Der schlaue Schurke freute sich, daß alles so ganz nach seinen Wünschen gieng, und rückte nun mit der Hauptsache heraus, zu welcher alles frühere nur Vorbereitung gewesen war. Er nahm ein altes Brennglas aus der Weste, hielt es von der Sonne her gegen die Hand, und sagte dann, wie angenehm warm es ihm mache. Natürlich bat Fritz, es ihm auch so zu machen. Gesagt, gethan, und so gab es wieder eine neue Unterhaltung. Nun langte er das Pulver hervor, machte davon ein kleines Häufchen, und zündete es durch das Brennglas an. Da puffte, lohte und rauchte es denn so schnell und lustig, daß es beiden die größte Freude machte. — O wenn ich doch auch Pulver hätte! sagte Fritz. — So geb' er mir einen Sechser, ich will ihm holen. — Es geschah, und das Hauptfeuerwerk gieng an. Am Stadel nämlich, zwischen zwei Tannen, wurde der ganze

Scharmützel ausgeschüttet, und Georg zündete mit dem Brennglas ein Stückchen Schwamm an, um es dem sehnlich darauf harrenden Fritzchen zu geben. Auf einmal hielt er aber inne, und schrie als wie ein Ausrufer: Aber nein! Fritzchen! das geht nicht an; es könnte ein Unglück entstehen! — Fritzchen bat, weinte, stampfte mit den Füßen. — Nun dann, meinetwegen! zürnte Georg; ich bin unschuldig — es geschehe was wolle! zündete den Schwamm an, und gab ihn Fritzchen. Dieser lief schnell mit zum Pulver, legte den Schwamm hin, und auf schlug der Qualm zwischen den dunkeln Zweigen. Blitzschnell war Georg hinter ihm her mit einer Gießkanne voll Wasser, schüttete sie auf die Stelle, wo das Pulver gelegen, und schrie: Gottlob! daß ich noch nicht fort war! das hätte ein schönes Unglück abgeben können! der Stadel hier wäre angegangen, und dann, Fritzchen! seines Vaters ganzes Haus verbrannt!

Der arme, verführte Knabe weinte bitterlich, und gerieth in die größte Angst, als des Nachbars Kopf über den Gartenzaun heraufkam, und der barsche Mann mit rauher Stimme fragte: Was giebt's da? da riecht's ja schrecklich nach Pulver, und an meinem Stadel dort ist ja der größte schwarze Fleck? Ich hab' mir aber wohl gedacht, daß es so etwas absetzen werde. — Georg reckte bei dieser Anrede seinen rothen Kopf hoch in die Höhe, und sagte: Aber ich bin nicht schuld, Herr! gewiß nicht! ich habe Fritzchen immer abgerathen; er sollt' es selber können gehört haben; aber es hat nichts geholfen! da mußte ich ihn denn eben machen lassen, — goß aber schnell auf die Stelle, wo das Pulver sich entzündete, Wasser, und habe so alles Unglück verhütet.

Der Nachbar gab Georgen allen Beifall, sagte, wie er sein Abrathen gar wohl gehört hätte, und die Schuld blieb allein auf dem kleinen Fritz liegen, der mit Schrecken der

Ankunft seines Vaters entgegensah. Georg aber tröstete ihn, und sagte: Sei er nur ruhig! ich nehme alle, alle Schuld auf mich; mag mich dann sein Herr Vater prügeln lassen, thut nichts, mein Herr Vetter Schnapp hat mich schon oft geprügelt.

Durch solche Reden gewann er leicht das ganze Herz des Kleinen, und er versicherte den großmüthigen Georg tausend Mal seiner Liebe und seiner Erkenntlichkeit.

Endlich schlug die bange Stunde. Herr Kummer kam nach Hause, trat in den Garten, und als er den großen schwarzen Fleck am Stadel hinauf sah, ihm das Blut in's Gesicht stieg, und er mit Heftigkeit sagte: Gewiß hast du wieder Dummheiten gemacht! Fritz! sagte dieser seine gelernte Rolle so gut her, daß Georg in wenig Augenblicken die Wirkung davon sehr nachdrücklich in ein paar derben Ohrfeigen fühlte, welche er unter großem Geschrei annahm. Durch dieses Geschrei wollte er den Nachbar herbeilocken,

und es gelang auch. Der Nachbar überzeugte Herrn Kummer, daß er den Unschuldigen für den Schuldigen bestraft habe, und Fritz gestand mit Thränen ein, daß der gute Georg ihm zum Besten sich der Strafe bloß gestellt hätte.

Herr Kummer war zwar ein etwas schneller, sonst aber gar nicht unebner Mann; es that ihm leid, daß er den Jungen geschlagen hatte, und als Fritz sich von seinem Vater Georgen für immer ausbat, so befragte ihn Herr Kummer, ob er nicht als Gesellschafter bei seinem Sohne bleiben wolle; späterhin wolle er ihn umsonst die Handlung lehren.

Das war nun, was der Bube gewollt hatte, daß nämlich Herr Kummer ihm, seinem Vetter zum Besten, verbindlich seyn sollte, und seine Antwort war: er könne nichts sagen, sondern über jenes habe allein seine Mutter und sein Herr Vetter zu entscheiden; diese werden es aber schwerlich thun.

Man schickte also zu Jeremias Schnapp. Er kam, und Herr Kummer stellte ihm die Sache vor, gar nicht anders denkend, als daß er es für die größte Ehre halten werde. Herr Schnapp war aber sehr kurz, und sagte: er könne seinen Buben nicht hergeben, und habe, Gottlob! schon selber so viel, daß er ihn erziehen könne. — Das war ein böser Bescheid! Fritz machte betrübte Augen, und sah seinen Vater wehmüthig an. Was war zu thun? des Söhnchens Wunsch wollte der Vater nun einmal befriedigt wissen; er vergaß also seinen Abstand, legte sich auf's Bitten, und gab dem kleinen, dürren Schnapp die besten Worte, — nannte ihn Sie und Herr, und nicht mehr wie sonst: Hör' er, Meister Schnapp! — sprach nicht mehr von Lumpenkrämerei, sondern von seinem ansehnlichen Geschäfte, — bot Waarenvorräthe an zu jeder Zeit und in beliebiger Quantität, indem ein so solider Mann, wie er, ihm

immer sicher sey; kurz, es fehlte nicht viel, daß er ihn gar Herr Collega genannt hätte, und — Schnapp wurde gewonnen, versprach, die Mutter auf seine Seite zu bringen, und gieng vergnügt nach Hause. Schmollend trat er in die Stube, und sagte: Nun, der reiche Herr Kummer hat mir doch mein Recht wiederfahren und mich wieder zu Ehren bringen müssen! Ja, ja, Hochmuth kommt vor dem Fall! — und nach dieser Einleitung stellte er seiner Frau Schwägerinn das Glück vor, das Georgen begegnet sey, — wie sie nun, statt ihm, ihren Johann Gottfried in's Haus nehmen könne, und gewann sie vorzüglich deswegen, weil ihr Georg doch noch mit ihr in den Ringmauern einer und ebenderselben Stadt, und nicht außer Landes sey, und mit der Zeit wer weiß wie hoch steigen könne.

Nutzanwendung.

Wahr ist's: wer recht pfiffig und verschmitzt ist, steigt oft, bald außerordentlich — tief, — in einen dumpfigten Kerker, bald aber außerordentlich hoch — an den Galgen. Nur Klugheit, verbunden mit Rechtlichkeit, ist die richtige, sehr verschieden von der Galgen-Leiter. Das Böse macht immer zuerst den Schurken an seinem armen, verführten Opfer, verläßt dasselbe, wenn es verführt ist, und lacht mit teuflischer Lust, wenn es seinem Falle zueilt. Weh' dem also, von dem es, wie vom Grafen in Burger, heißt:

Der Graf verschmäht des Rechten Warnen,
und läßt vom Linken sich umgarnen!

Die Tugend aber, sie, die hehre, die heilige, sie verläßt ihren Schüler nicht! und, so wie der zarte Epheu, der sich an der Ulme aufschlingt, einen desto stärkern Schutz bekommt, je mehr das Bäumchen zum Baume wird: so wird der Rechtschaffene in desto schönerm Schirm und Schatten wohnen, je länger er tugendhaft ist. Darum: Seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben!

Das ausgestorbene Vaterhaus.

Spude dich! Schwager! spude dich! einen Kronenthaler sollst du erhalten, wenn du mich noch bei gutem hellem Tage nach Frondheim bringst — Und ich lasse dir einschenken, Kerl! daß du es deiner Lebetag nicht besser gehabt hast — So sprachen Lindner und Kelting wechselsweise ihrem gelbröckigten Postillion zu, als sie von der letzten Postation vor ihrer Vaterstadt abfuhren. Beide waren Officiere, welche an der Spitze deutscher Truppen in Spanien gefochten hatten, und nun, nach einer Abwesenheit von mehrern

Jahren, wieder zu den Ihrigen zurückkehrten. Lindner war aus Frondheim, Kelting aus Wolfskirchen, einige Stunden von Frondheim, gebürtig. Der Postillion that sein Möglichstes, und bald konnten sich die so lang Abwesendgewesenen orientiren in der lieben, heimathlichen Gegend. Siehe dort, — sprach Lindner, und die schöne Zeit der Jugend kam ihm mit aller Lieblichkeit der Erinnerung zurück, — siehe dort, Kelting, das Schloß Waldlatten, wie es so breit und alt auf seinem hohen Berge über die Wälder emporsteigt, — und sein Blick sah sehnlich nach Westen, ob die Thurmspitzen seiner Vaterstadt noch nicht am Horizonte heraufragen wollten.

Jetzt rollte der Wagen den Berg in die große, fruchtbare Ebene herunter, in welcher lang ausgestreckt Frondheim unter seinen Obstgärten und Weinbergen lag. Sie waren nicht mehr weit von den Thoren, als sie von dem Gottesacker her den Klang der Posaunen

und von zarten Stimmen einen Grabgesang hörten. — Dort liegt auch mein Großvater, sagte Lindner, den ich noch recht gut gekannt habe; ich werde ihn nie vergessen, den braven Mann! und jetzt gleich, wenn du nicht unwillig bist, daß ich dich ein wenig aufhalte, will ich zu seinem Grabe gehen. Kelting folgte ihm gerne; sie befriedigten den Postillion, und traten ein durch die weitgeöffneten Thore in den stillen Garten der Saat, für die Ewigkeit ausgestreut. Die letzten der schwarzen Männer von einer Leichenbegleitung giengen eben heraus. Alles war leer; nur der alte Todtengräber stand, den Eintretenden den Rücken kehrend, an einem Leichensteine, steckte die Schaufel auf den frischen Grabhügel, nahm eine Prise Tabak, und brummte für sich hin: Ja, ja! Geld verdienen ist schon recht, und man kann nicht leicht zu viel haben, — aber, es ist nicht alles gewonnen, was man einnimmt; ich arbeite mich noch zu tode, und, wenn's so

fort geht, darf ich mir bald selbst bei meinem Peter das Grab bestellen; doch, ich denke, der nahende Winter wird dem leidigen Nervenfieber bald und besser steuern, als alle Doktoren und Apotheker.

Hätte Lindner diesen Monolog auf irgend einem der unzähligen Gottesäcker gehört, bei denen er schon in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Spanien vorbeigekommen war: so möchte er zwar immerhin ein menschliches Rühren gefühlt haben; aber auf dem Gottesacker seiner Vaterstadt machte er ihn nicht bloß wehmüthig, — er erschreckte ihn. Es trieb ihn, zu der Nische an der Gottesackermauer, unweit dem Eingange, zu gehen, die er noch gar gut mit der kaum mehr lesbaren Inschrift: „Lindnerische Grabstatt," wußte, und zwar nicht nur seines Großvaters wegen, sondern, aus einer geheimen Neugierde, zu sehen, ob nicht vielleicht ein frischer Grabhügel von den Seinigen sich dort erhoben habe, — ob er also ruhig

in das Haus seiner Lieben eintreten könne, der frohen Wahrheit gewiß: Die tödtende Krankheit und die Zeit meiner Abwesenheit hat keines weggerafft, alle, alle treffe ich wieder beisammen an, gesund und wohl. Und er gieng hin, und, o Wonne! der Grabhügel seines Großvaters, mit den zwei Rosensträuchen unten zu seinen Füßen und oben zu seinem Haupte, war allein da, und ringsum wuchs Gras und Gras, und kein Grab und kein Gräbchen erhob sich; aber die Inschrift in der Nische war schon so ausgelöscht, daß man nur noch das L und das G erkennen konnte.

O Dank! Dank! rief Lindner innig, die Hände faltend, und zum Himmel emporblickend, o Dank Dir! Du guter Gott! daß Du mir die Freude schenkst, alle meine Lieben wieder zu sehen!

Während er so da stand neben seinem Freunde, näherte sich der Todtengräber,

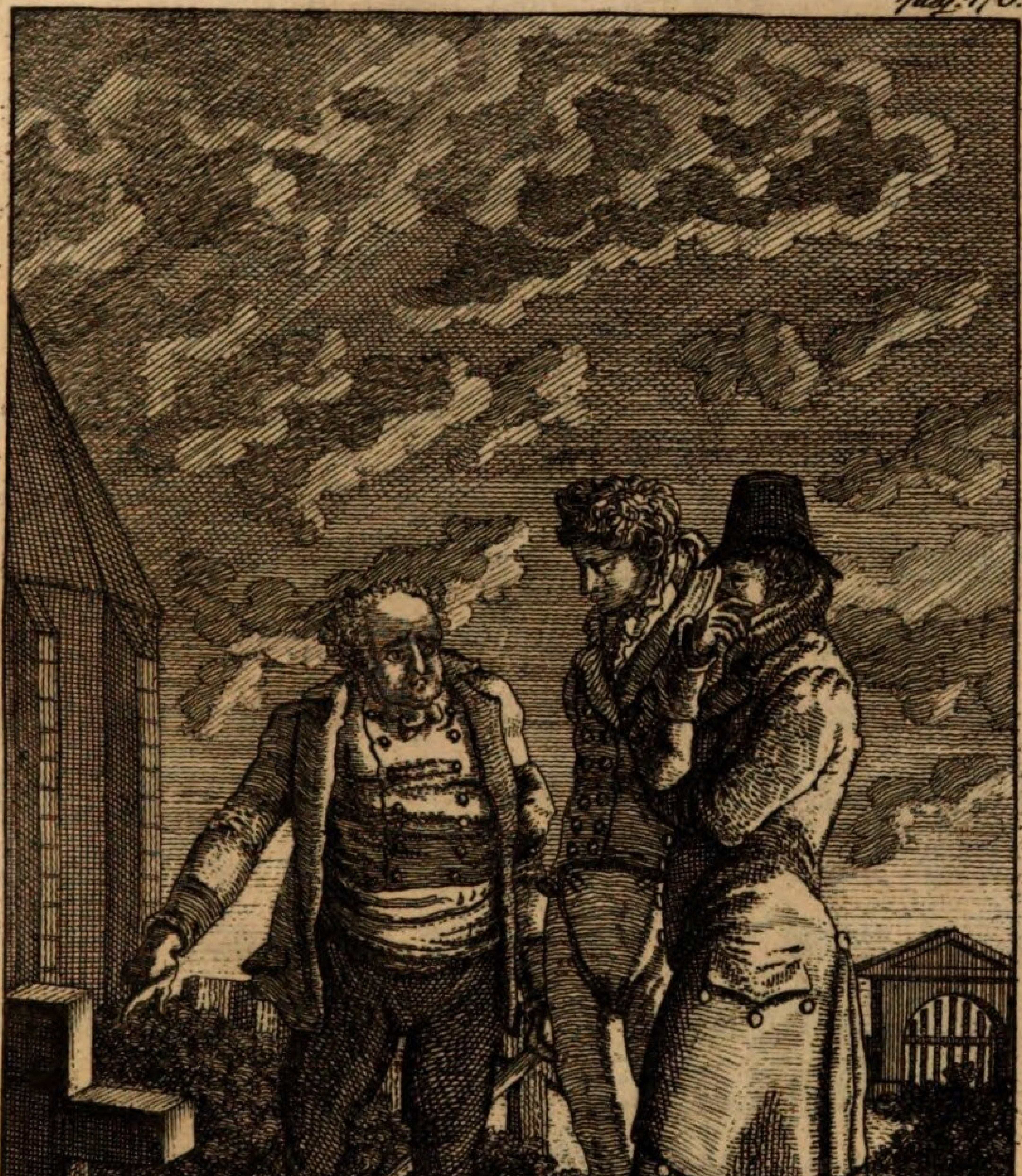
neugierig die zwei fremden Herren beguckend und behorchend. Lindner bemerkte ihn, und sagte: Nun, die Lindner'sche Grabstätte hier hat ihm, wie ich sehe, noch nicht viel Arbeit gemacht, lieber Freund! — Der Todtengräber kam nun näher, räusperte sich, hub seine alte Sammentmütze ein wenig in die Höhe, und sagte: Um Vergebung! mein Herr! das ist nicht die Lindner'sche Grabstätte. — Erschrockener hätte Lindner nicht da stehen können, auch wenn man ihm das Schrecklichste gesagt hätte, als nach diesen wenigen, trocken hingesagten Worten des alten Todtengräbers, — und er fuhr bange fort: Aber, ich werde ja doch die Lindner'sche Grabstätte kennen; sie ist ja immer an der Mauer, nicht weit vom Eingange, gewesen. — Richtig! ganz richtig! nickte der Todtengräber, aber rechts vom Eingange her, und nicht links; diese hier ist ja linker Hand, und ist die Lehmannische Grabstätte, und die Lehmann's sind schon lang alle todt, schon lang alle

ausgestorben; — kommen Sie! ich will Ihnen die Lindner'sche Grabstätte gleich weisen.

Lindner folgte betroffen, traurig und langsam. — Hier ist sie! rief der Todtengräber nach wenigen Schritten. Lindner hub die Augen auf, und sah, und — stürzte fast ohnmächtig seinem Freund in die Arme. Zwei lange, neue Grabhügel erhoben sich, und um sie herum vier andere kleinere. O grauser Anblick! seufzte der Unglückliche, als er sich wieder erholt hatte — o Gott! ich bitte Dich, hilf mir mein Unglück ertragen, daß es mich nicht verzweifeln lasse an deiner Vaterweisheit und Vatergüte! daß es mich nicht zernichte!

Kelting nahm mitleidig und traurig seinen Freund unter den Armen, um ihn von diesen düstern Gräbern wegzuführen, — aber Lindner war nicht wegzubringen. Wie außer sich gieng er auf den staunenden Todtengräber zu, faßte ihn am Arm, und sagte: Mann mit dem steinernen Herzen! laß dich rühren durch den gränzenlosen Schmerz eines Sohnes, der aus der Ferne zurückkehren, und von

pag. 170.



Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. C. Gerstmayr.

Hier ist sie!

Pest, Kugeln und Degenklingen verschont bleiben mußte, um, statt seine Theuren wieder zu sehen, nur ihre Gräber mit seinen Thränen benetzen zu können! Mann! sage mir, und belüge mich nicht: Ist die ganze, ganze Familie des Kaufmanns Lindner ausgestorben? ist niemand, gar niemand mehr von ihr übrig?

Der Todtengräber sah dem jungen Mann starr in's Gesicht, erschrak aber über dessen Heftigkeit gar nicht, sondern sagte nur ganz kalt: Sind Sie etwa der Herr Officier, der älteste Sohn des seligen Herrn Lindner? Ei! ei! ich hätte Sie auch nicht mehr unter den Lebendigen gesucht! Sie sind recht brav, groß und stark geworden. Man sagt ja, Sie seien weit da drinn bei den Spaniolen gewesen; haben Sie nichts von meines Nachbars Johann Caspar gehört? den haben ja, sagt man, auch die Werber in der Schweiz weggenommen, und dort hinein geschickt; sein Vater — und mit diesen Worten stürzte der alte Todtengräber, wie vom Wetterstrahle

getroffen, auf einen Grabhügel hin. Der Unglückliche, von Wehmuth und innerm Schmerz Zerrissene, war empört worden durch seine Gleichgültigkeit, hatte ihn mit dem Worte: Unmensch! zu Boden geworfen, und verließ, von Kelting geführt, den Gottesacker.

So gieng mit namenlosem Schmerz der unglückliche Lindner, nachdem er sechs Jahre seine Vaterstadt verlassen hatte, wieder zu ihren Thoren ein, und dem Hause seiner Eltern zu. Der schwarze Mohr war verschwunden, der sonst, auf eine Tabaksrolle sich stützend, unter dem Spezereiladen gestanden war, und der abgeschossene alte Merkur auf seinen Kisten und Ballen; dagegen hiengen Felle, schwarz, roth, weiß, gelb, grün, — kurz, von allen Farben, heraus, und große und kleine Geldbeutel, Hosenträger mit stählernen Schnallen, und seehundshärne Tabaksbeutel; kurz, der Spezereiladen des Vaters war ein bunter, vollgepfropfter Säcklerladen geworden.

Lindner war kaum schüchtern eingetreten, als ihm ein kleines Männchen in grüner

Schürze höflich entgegen kam, und fragte: Was steht zu Befehl, mein Herr? womit kann ich aufwarten? — Nichts aufwarten, mein Herr! ich bin der Sohn des Kaufmanns Lindner, und bitte Sie, mir zu sagen, ob niemand von dieser Famile mehr in diesem Hause wohne. — Ach! Sie sind der Herr Hauptmann Lindner, der so lange in Spanien stand! Gratulire zur glücklichen Ankunft! Haben Sie sich immer recht wohl befunden? — Ach Gott! zürnte Lindner schmerzhaft vor sich hin, muß ich denn hier wieder einen Todtengräber finden! und sagte dann noch einmal laut zu dem Herrn Säcklermeister: Darf ich wohl bitten, daß Sie mir meine Frage beantworten? wohnt hier noch jemand von der Familie Lindner? — Ja, mein Herr! oben im dritten Stock, hinten hinaus, war die Antwort, und Lindner schwankte hinauf. Als er auf der obersten Treppe war, hörte er ein Kindergeschrei, und gieng diesem, durch einen langen Gang entlang, nach. Er unterschied deutlich das Weinen eines kleinen

und eines größern Kindes, hörte dazwischen ein anderes Kind bald reden, bald lachen, und eine heftige, kneifende Weiberstimme. Er wollte anklopfen, aber die Worte, die zu seinen Ohren drangen, hielten ihn noch zurück. Immer ist die Lindner'sche Brut, schimpfte es innen, ein so unverschämtes, unersättliches Geschmeiß gewesen! kein anderer sollte etwas haben, als sie! Man sagt wohl mit Recht: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm; man sieht's den zwei Fratzen da wohl an, wo sie her sind!

Wuth und Wehmuth faßten den draußen Stehenden mit gleicher Stärke; er klopfte an, und gieng hinein. Da stand er in einem ganz artigen Stübchen; ihm gegenüber saß auf einem Kanapee eine ältliche Frau, und strickte, und neben ihr saß ein Knabe, und ließ sich ein großes Stück Torte vortrefflich schmecken; weiter entfernt aber, auf zwei kleinen Stühlchen, saßen zwei Kinder, ein Mädchen von etwa vier und ein Knabe von ungefähr drei Jahren, und aßen jedes ein Stückchen

Brod. Beide schwiegen, hatten sehr verweinte Augen, und sahen traurig zu Boden, — es war, als ob es ihnen nicht sehr schmecke; der Knabe aber auf dem Kanapee stopfte sich wohlbehaglich die dicken Backen mit seiner Torte.

Der Hauptmann gab sich nicht zu erkennen, sondern fragte nur, ob hier nicht die Familie Lindner wohne. — Wie Sie es nehmen, mein Herr! war die Antwort, sie wohnt hier, und wohnt nicht hier. Mein Schwager, der Kaufmann Lindner, hat sich, durch sein unzeitiges Mitleiden mit einem kranken Freunde, das Nervenfieber geholt, und seine ganze Familie damit angesteckt. Er, seine Frau und seine vier ältern Kinder starben in Zeit von sechs Wochen daran, und nur die zwei dort sind übrig geblieben, — und mit den Worten: die zwei dort, wies sie blos mit einem kleinen Drehen des Kopfes nach den zwei Kindern auf dem Stühlchen an der Ofenwand hin, und setzte mit einem Seufzer hinzu: Ach! wenn nur der liebe Gott die auch geholt hätte! es wäre ihnen recht wohl gegangen!

Lindner glaubte zusammensinken zu müssen vor unnennbarem Schmerz; ein grauses Weh durchzuckte ihn, als durchbohre sein Inneres ein schneidendes Schwert; er konnte nicht reden, und das entschuldigende Hinausgehen der Frau, indem sie nach Haushaltungsgeschäften sich umsehen müsse, war ihm recht lieb; er konnte sich unterdessen doch wieder sammeln. *Kaum hatte* sie die Thüre zugeschlagen, als Lindner sich den beiden Kindern nahte. Diese schlugen, noch immer traurig und verschüchtert, ihre Augen zu Boden, und bissen schweigend von ihrem Stückchen Brod herunter. Da ließ sich Lindner auf ein Knie nieder, faßte die Hand des Mädchens, und sagte freundlich: Wie heißest du, liebes Kind? — Emma. — Sieh mir einmal in's Gesicht, liebe Emma! — Und das Kind erhob gutmüthig das Köpfchen, und sah ihn so unschuldig, so rührend, mit so lieben blauen Augen unverwandt an, daß der Bruder nur mit Mühe die Thränen zurückhielt; und das runde Gesichtchen, die großen blauen

Gez. v. J. Voltz. Gest. v. J. C. Gerstmayr.

Wie heissest du, liebes Kind?

Augen, das stumpfe kleine Näschen, der kleine geschlossene Mund, die weißen anliegenden Haare erinnerten ihn ganz an seine gute Schwester Marie, welche das leibhafte Ebenbild der Mutter gewesen war; aber die Schwermuth, welche über das Gesicht der kleinen Emma ausgegossen war, hätte jeden fremden Gefühlvollen zu Thränen rühren können.

Während nun Lindner so mit dem kleinen Mädchen sprach, und dasselbe betrachtete, sah das neben ihr sitzende Brüderchen mit verstohlenen Blicken den Fremden an. Er wandte sich nun auch zu ihm, und sagte: Gieb mir auch deine Hand, sieh mich recht an, und sage mir auch, wie du heißst. Und das zarte, etwas blasse Kind sah ihn mit seinen hellen, blauen Augen an, und gab ihm seine Hand, strich mit der andern seine krausen Löckchen von der Stirne weg, und sagte: Carl Lindner heiße ich, — und der Hauptmann mußte sich schnell umwenden, um seine Thränen zu trocknen. — Aber warum habt ihr schwarze Halsbinden um? und du, Emma! ein schwarz

und weißes Schürzchen an? fragte er nach einer Pause. — Weil Vater und Mutter gestorben sind. — Und deswegen weint ihr wohl auch? — Nein, jetzt gerade deswegen nicht, sagte Emma; wir haben geweint, weil uns die Tante die Torte genommen und dem Fritz gegeben hat, und doch hat sie Frau König nur uns gebracht.

Diese beiden Kleinen waren noch allein übrig geblieben von der ganzen Familie, waren noch ungeboren, als Lindner von seinen Eltern weg nach Spanien gekommen war, und wußten es vielleicht gar nicht, daß sie noch einen Bruder hatten, am wenigsten, daß er jetzt vor ihnen kniee und sie umfasse mit aller Wärme und Innigkeit brüderlicher Liebe, und daß es sein Herz zerriß, sie so hart behandelt zu sehen.

Lindner war herzlich froh, daß seine Frau Tante, die er aber nicht zu kennen die Ehre hatte, so lange draußen blieb, indem das Holz, nach ihrem Herumrasseln im Ofen zu urtheilen, diesen Abend gar keine Lust zum Brennen bekommen wollte. Endlich kam sie,

und hinter ihr her die gutthätige Frau König, wie der Hauptmann gleich an dem Gruße seiner Geschwisterchen sah. Sie werden sich wundern, Madam! sagte schnell die Tante zu Frau König, daß ich die Torte meinem Fritz und nicht diesen dort gab; aber es geschah als Strafe, weil die unartigen Kinder gar keine Liebe zu mir haben; sie schreien, wenn ich mich ihnen nur nähere, und fürchten mich bald, wie die Vögel die Gärtenscheuen, die unartigen Kinder die!

Diese Rede ließ Lindnern einen tiefen, richtigen Blick auf die ganze Behandlung seiner guten kleinen Geschwister werfen, und ihn ahnen, welch ein trauriges Leben sie seit dem Tode ihrer Eltern unter diesem harten, bösartigen Weibe mußten gehabt haben. Er sah ihr ernst in's Gesicht, und sagte: Madam! wenn man Liebe ernten will, muß man Liebe säen; es scheint, letzteres haben Sie in hohem Grade unterlassen, und darum ist es auch unbillig, daß Sie ersteres erwarten.

Madam Stupitz, so hieß die liebe Frau Tante, machte ein paar große Augen an Lindnern hin, sagte aber dann ganz schnippisch: Woher, mein Herr! haben Sie wohl das Recht, mich wegen meiner Kinderzucht zu Rede zu stellen? Sie haben sich nichts darum zu bekümmern, wie ich die Kinder behandle; und wenn Ihnen mein Betragen nicht ansteht, so verlassen Sie dieses Zimmer, — ich habe Sie nicht kommen heißen.

Oder umgekehrt, Sie, Madam! verlassen es. Ich heiße Franz Lindner, bin in meinem Eigenthum, und will in ihm bleiben! Emma und Carl sind meine Geschwister; ihnen sey meine ganze Liebe geweiht! — in Ihren Händen sollen die guten Kinder nicht mehr bleiben! ihr Leiden sey mit meiner Ankunft geendet! — Kommt her! meine Lieben! schluchzte er, kommt in die Arme eures Bruders! und er gieng hin, und nahm das Mädchen in seine Arme, und herzte und küßte es, und dann eben so seinen Bruder. O, ewig, ewig — rief er weinend — will ich mich nicht mehr von euch trennen! will euch um desto mehr lieben, weil ihr allein noch übrig geblieben seyd von allen meinen Theuern! und mit diesen Worten führte er die beiden erstaunten Kleinen zum Zimmer

hinaus, und in den Gasthof hinüber zum goldnen Widder. Dort wußte man es durch den Herrn Säcklermeister bereits, daß des seligen Herrn Lindners Sohn, der Officier, aus Spanien angekommen sey, und die gutmüthige Wirthinn nahm recht gern seine beiden Geschwister auf so lange zu ihren Kindern, bis der Hauptmann, welcher seinen Abschied genommen, sich eingerichtet hatte; und wie wohl war nun diesen Kleinen hier bei der freundlichen Frau König, welche Kinderfrau im Gasthofe war!

Den andern Tag erkundigte sich Lindner gerichtlich über die Hinterlassenschaft seines Vaters, und erfuhr, daß er zwar keine Capitalien hinterlassen, Waarenvorrath und Haus aber von den Vormündern um 15000 fl. verkauft worden sey, bei letzterm mit Ausnahme des hintern Theils vom obern Stockwerk, in welchem Lindner seine Tante mit seinen Geschwistern gefunden hatte. Hierauf begab er sich mit seinem Freunde Kelting nach Wolfskirchen, zu dessen Vater, welcher in benanntem Dorfe Amtmann war.

Welch ein anderer Empfang, als der seinige im ausgestorbenen Vaterhause! Der alte, ehrwürdige Greis, Keltings Vater, saß am wärmenden Ofen, rauchte sein Pfeifchen, und

las die Zeitung; die Mutter mit zwei erwachsenen Töchtern legten Wäsche zusammen; ein schöner Jüngling aber stand am Fenster, und setzte eine Waldflinte zusammen. Alle wandten der Thüre den Rücken, als Kelting hereintrat, der Vater ausgenommen. Dieser sah den zurückkehrenden Sohn zuerst, — rief: Gott! unser Ernst! und flog ihm in die Arme. — Bruder! lieber Bruder! jubelten die Schwestern und der Bruder, und hiengen an seinem Halse. — O mein Sohn! mein Sohn! rief weinend die Mutter, und schlang die Arme um die ganze liebe Gruppe. — Lindner stand schweigend an der Thüre, und trocknete die Augen, von niemanden bemerkt; denn man sah nur ihn, den wiedergekommenen Ernst, und konnte des Fragens nicht satt werden. Als sich aber der erste Sturm der Freude gelegt, und Kelting sich aus den Umarmungen losgewunden hatte, nahm er seinen Freund bei der Hand, führte ihn in den Kreis der Seinigen, und sagte: Dieß ist mein Freund, der Hauptmann Lindner, der Retter meines Lebens in mehr als einer Schlacht, mein zweites Ich, mein liebster, theuerster Freund!

Wie mit schreckhaftem Erstaunen hörte der alte Kelting an, was sein Sohn sagte; dann faßte er mit Rührung Lindners Hand, und

sagte: Ich bin gar nicht im Stande, Ihnen zu vergelten, was Sie an meinem Sohne gethan haben, und doch, statt daß ich Ihnen nach meinen Kräften wenigstens danke, begieng ich an Ihnen ein schreckliches Verbrechen, Ich habe Ihnen Ihren Vater geraubt; er, mein alter Jugendfreund, besuchte mich in meinem Nervenfieber, wurde davon angesteckt, und Ihnen und Ihrer Familie entrissen. Doch, lassen Sie uns wenigstens thun, was wir können; sehen Sie mich als Ihren Vater, meine gute Frau für Ihre Mutter, meinen Ernst, der ja schon so lange auch der Ihrige ist, als Ihren Bruder, alle meine Kinder als Ihre Geschwister, und mein Haus als Ihr Vaterhaus an; eilen Sie zurück, und holen Sie Ihre Emma, Ihren Carl; die guten Kinder hatten es schlimm unter der harten, eigennützigen Stupitz, welche das schöne Erbe gar für sich und ihren Buben weggenommen hätte, und sich seit Ihres Vaters Tode schon öfters verlauten ließ: wegen dem zarten, schmächtigen Carl sey ihr nicht bange, den könnt's schon noch nehmen; aber die Dickköpfige — die Emma nämlich — die halte schon was aus, und werde ihr wohl einen Strich durch die Rechnung machen. Das Rabenweib! Da nun aber Sie, Herr Hauptmann! den es

Bayerische Staatsbibliothek München

schon längst für todt hielt, gesund und wohl zurückgekehrt sind, wird es nun gar fast aus sich selber kommen.

Lindner nahm mit Dank das edle Anerbieten an, und wohnte vergnügt und väterlich versorgt, mit seinen lieben Geschwistern, bei Amtmann Kelting in Wolfskirchen.

Geschwisterliebe! auch du bist einer der Engel, welche den Himmel auf die Erde herabführen! auch du schlingst eine schöne Rosenkette um geliebte menschliche Wesen! Wem wird nicht eine Thräne des Mitleids im Auge glänzen, wenn er die gute kleine Emma und Carl unter jener Tyranninn leiden sieht! und wem wird nicht dieser Thräne eine andere folgen aus Freude über den guten Lindner, wie er mit seinen Geschwistern spricht, und sich ihrer annimmt! — O Bruder! der du dieß liesest, und einen Bruder hast, — o Schwester! die du dieß liesest, und eine Schwester hast, — o liebt sie, liebt sie innig, diese Theuren! freut euch mit ihnen, wenn sie sich freuen! tröstet sie, wenn sie traurig sind! helft ihnen, wo sie Rath, wo sie einer Hülfe bedürfen! und ihr werdet selbst reich werden an eigenen Freuden, — werdet eurer Geschwister Herzen an die eurigen binden; eure Eltern werden euch lieben, und ihr werdet Muster und denen Beschämung seyn, welche — schrecklich ist es, widernatürlich, aber, leider! wahr! — oft gegen niemand zänkischer, streitsüchtiger, unartiger und fühlloser sind, als — gegen ihre Geschwister.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dichtung und Wahrheit Eine Jugendschrift

Memmingen [1816]

Paed.pr. 750
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759540-7